No. 52. Jahrgang IV. Allgemeine Berlin, 27. Dezember 1895.

Israelitische Wochenschrift

Herausgeber A. Levin, Berlin. — Jeschurun. — Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die Berliner Bewegung. II.
Unsere Rabbiner. Von Bar Minan.
Der Revolver.
Amerikanisches Judentum.
Das argentinische Hilfswerk. Von Dr. S. Kayserling.
Erinnerung an den Sabbat-Chanuka. Von Dr. J. Kül.
Shylock. III.
Zahn um Zahn.
Wochen-Chronik. — Brief- und Fragekasten.
Kalender — Anzeigen.

Die Berliner Bewegung.

II.

Eifrige Besucher der Versammlungen und fleißige Leser der Verlautbarungen beider Vereine, die sich hier nicht allein gegenüber gestanden, sondern auch einander bekämpft haben, konnten an der Wahrheit unsrer Behauptung, daß es sich in der verflossenen Wahlkampagne in Berlin auch um Prinzipien gehandelt, leicht irre werden. Die Kundgebungen der „Liberalen" unterschieden sich von jenen der „Zentralen" lediglich — so schien es — durch ihre Qualität und ihre Tonart; die Reden der letzteren waren warm, ihre Schriften scharf, die Worte der Liberalen kühl, ihre Flugblätter matt — wie nahe lag der Schluß, daß nicht eine Anschauung, sondern das Temperament die beiden Vereine scheide! Und wenn in einer Frage, die in dem Wahlkampfe eine hervorragende, ja die hervorragendste Rolle gespielt: — in der Kultusfrage nämlich — die Liberalen einen Gottesdienst in vorwiegend deutscher Sprache forderten und der Zentralverein demgegenüber erklärte, daß er sich weder gegen die schon eingeführten deutschen Gebete noch gegen eine Vermehrung derselben sträube — wie selbstverständlich war die Frage: Wo ist hier der prinzipielle Unterschied? Sind das nicht vielmehr nur zwei Wege, die zu einem Ziele führen?

Wer so fragt, hat gut gefragt, hat das Richtige getroffen, den Kern unsres Kampfes, das Wesen der „Berliner Bewegung" bezeichnet.

Denn ist er auch von keiner Seite näher definiert worden, so daß ein Redner des Zentralvereins ohne Widerspruch hatte sagen dürfen, die Oppositionellen ließen sich vornehmlich von einem gewissen Instinkte leiten: sie fühlten, daß ihnen etwas fehle, ohne dieses Etwas nennen zu können, — der prinzipielle Gegensatz bestand und besteht; er bildet eine unüberbrückbare Kluft, über die hinweg sich die unterrichteten Anhänger beider Parteien nimmer die Hand reichen können und darum auch nie reichen werden. Nicht Orthodoxie und Neologie heißen diese Gegensätze — der Zentralverein hat ebensoviel Mitglieder, die keiner Kultusreform abhold sind, wie der Liberale Anhänger, die sich nur in einer orthodoxen Synagoge erbauen können — sondern . . .

Doch versuchen wir es mit einem gegebenen Beispiel! In der Kultusfrage schienen beide Parteien einig. Die eine forderte vorwiegend deutschsprachigen Gottesdienst, die andere erklärte, sich gegen Vermehrung der deutschen Gebete nicht sträuben zu wollen — das ist ungefähr dasselbe, sagt man. Fassen wir jedoch Forderung und Gewährung korrekter, fassen wir sie so, wie sie thatsächlich ausgesprochen wurden: Hüben: „Hebräisch und auch Deutsch!" drüben: „Deutsch und auch Hebräisch!" — wer wollte noch behaupten, dies sei dasselbe? Wem die Priorität in der Entwickelung unserer kultuellen Einrichtungen, wem das schöne Recht, Konzessionen zu machen, gebühre: ob der erprobten Vergangenheit oder der unbewährten Gegenwart, das war die Frage, um die hier gerungen wurde, und die Beantwortung dieser Frage bildet den prinzipiellen Gegensatz, der die beiden Parteien scheidet, die weite Kluft, über die hinweg sie sich nimmer die Hand reichen können, bildet den Kern unsres Kampfes, von dem wir gesprochen haben.

Und dann noch ein anderes. In einer Versammlung der Liberalen that einer ihrer Wortführer einen Ausspruch, der, vielleicht unbewußt, so treffend die Situation im allgemeinen und das Streben der zeitgenössischen Reformfexe im besonderen zeichnete, daß dieser — der Ausspruch — verdiente als Motto an den Kopf aller „liberalen" Flugschriften gesetzt und jener — der Wortführer — an die Spitze der ganzen Partei gestellt zu werden. „Wenn man als Zeichen der Zugehörigkeit zum Deutschtum", sprach Dr. Curt Pariser, der unter den Nichtgewählten vom 28. November die wenigsten Stimmen auf sich vereinigte — „einen Nasenring tragen müßte, ich würde die Verleihung eines solchen Ringes energisch fordern."

Wie weiland Dr. Faustus blätterten wir im Buche der Zeit und suchten vergebens nach einem Zeichen, einem Worte, das uns den Geist der Gegenwart zitiere, dem Geist der Erde uns näher bringe. Das Wort des liberalen Herrn — und

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher . . .“

Unsre Kulturjudenheit steht unter dem Zeichen des Nasenringes. Dieser soll nicht allein im bürgerlichen Leben getragen, er soll auch in unsere Gotteshäuser gebracht werden. War es ehedem das Verlangen nach Vertiefung der religiösen Idee, nach Verschönerung der kultuellen Einrichtungen, das eine Reformbewegung hervorrief, so ist es jetzt einzig der Nasenring, von dem sich unsre Kulturträger leiten lassen. Ob Deutsch oder Hebräisch gebetet, am Sabbat oder Sonntag gepredigt werde in den Synagogen, die sie — nicht besuchen, das ist ihnen an sich gleichgiltig; weil aber die „andern ringsher“ in deutscher Sprache beten und am Sonntag predigen lassen in ihren Kirchen, die sie ebenso wenig besuchen, treten unsere „Reformfreunde“ für gleiche Veranstaltungen ein. Der Nasenring hat unsern lehrenden Rabbiner in einen pathetischen Prediger verwandelt, unsern gemütvollen Vorbeter zu einem gedankenarmen Vorsänger herabgewürdigt; er hat unsre jüd. Gotteshäuser verwüstet, unser jüdisches Herz verödet und dem Judentum das Aussehen eines matten Greises verliehen, der nicht Kraft zum Leben und nicht Mut zum Sterben hat. Das Wesen der „Berliner Bewegung“ ist nun — hat dies auch niemand ausgesprochen — der Kampf gegen den Einfluß des Nasenringes auf unser religiöses Leben, auf die Entwickelung unsrer gottesdienstlichen Einrichtungen. Die Enkel wollen gut machen, was ihre Ahnen verschuldet. Ueber die Sünden der Väter ist hier schon einmal gesprochen worden, über die Sühne der Söhne wird hier noch oft gesprochen werden. Sie soll und wird sich zeigen in dem Walten und Wirken der Männer, die am 28. November gewählt worden sind unter dem Zeichen, unter dem Einflusse der — Berliner Bewegung! A. L.

Mit der vorliegenden Nr. beschließt unser Blatt seinen vierten Jahrgang.

Wir bitten unsre **Post**abonnenten das Abonnement schleunigst zu erneuern. Unsre hiesigen u. auswärtigen Abonnenten, die das Blatt unter Streifband von unsrer Expedition beziehen, erhalten es ununterbrochen zugesandt, wofern keine Abbestellung erfolgt.

Der **Bezugspreis** des Blattes ist, trotz Vergrößerung desselben, nach wie vor **zwei** Mark.

Redaction u. Verlag der A. J. W.

☞ **Wegen der christlichen Feiertage einerseits und infolge einer Betriebsstörung andererseits erscheint diese Nr. mit Verspätung.**

Unsere Rabbiner.

IV.

In den Artikeln pro und contra behandelt diese Wochenschrift die obige Frage, d. h. die Stellung der heutigen Rabbiner zu der jüdischen Wissenschaft, und die Schreiber des 1. und 3. Briefes kommen zu dem Ergebnis, daß die jetzigen Rabbiner, speziell die aus dem Breslauer Seminar für die Wissenschaft nichts gethan haben und daß die Seminarien die Wissenschaft totgeschlagen haben.

Die Ankläger wie der Verteidiger haben nach meiner bescheidenen Ansicht sich ganz unnötig aufgeregt, denn bis jetzt ist es noch keinem Zeitgenossen und keinen Rabbiner eingefallen, die Behauptung aufzustellen, daß die Rabbiner in dieser Hinsicht etwas geleistet, ja noch mehr, daß man eine Thätigkeit in dieser Richtung von ihnen verlangt, und auch die Erwiderung des Herrn Caro bewegt sich bei seiner Verteidigung in den bescheidensten Grenzen.

Die Träger der jüd. Wissenschaft seit Mendelssohn (mit Erlaubnis des Herrn Dr. Bernfeld) waren fast ausnahmslos keine Rabbiner. Mendelssohn war Kaufmann, die Mitarbeiter des „Sammler“ Friedländer, Wessely &c., gehörten nicht diesem Stande an. Zunz war ein Privatgelehrter, Steinschneider ein Schulmeister und Grätz Universitätsprofessor, und von den meisten jetzigen Rabbinern ist als einziger Beitrag zu der jüd. Wissenschaft weiter nichts bekannt als — ihre Dissertation, denn Predigtsammlungen sind keine Produkte der Wissenschaft.

Unsere modernen Rabbiner mit und ohne Käppchen machen gar keinen Anspruch darauf, zu den Männern der Wissenschaft gezählt zu werden; sie wollen nichts anderes sein als — Geistliche. Es hilft alles nichts, daß wir uns dagegen sträuben und behaupten, ein Rabbiner kann kein Geistlicher sein, er sei Lehrer der Religion. Wir wollen recht zufrieden sein, wenn sie nicht allein in ihrem Aeußern den Geistlichen kopieren, sondern auch durch ihr Thun den Geistlichen repräsentieren.

Daß die Herren dieses selbst erkannt, beweist der Ausspruch eines ihrer berufensten Vertreter. In seinem Lehrbuch der Homiletik sagt Maybaum:

„Das Predigtamt nur als Pfründe zu benutzen, um die Wissenschaft anzubauen, ist eine schwere Sünde, begangen an dem Heiligtum der Gemeinde. Der Rabbiner ist für das Predigtamt an der Gemeinde bestellt. — — — Eine einzige Predigt, die ihren Zweck erfüllt, ist mehr wert als eine gelehrte Abhandlung — eine einzige Seele getröstet und erbaut zu haben — ist ein größerer Segen, als die Abfassung manchen Buches.“

Ob wir mit diesem Ausspruch vollständig einverstanden sind oder nicht, ist gleich, die jüdische Wissenschaft wird sehen, wie sie ohne die Jünger der Seminare fertig wird. Aber wie steht es mit der pastoralen Thätigkeit unser Rabbiner aus?

Der Autor des ersten Artikels sagt: „Die Lebensbedingungen der jüdischen Gemeinde sind: Thora und Abodah, — wo aber bleibt die stärkste Säule: Gemilut Chassadim!?

Hier wäre ein weites Feld für segensreiche Thätigkeit unserer Rabbiner. Wie die Wohlthätigkeit von ihnen gepflegt wird, wollen wir an konkreten Beispielen in einem folgenden Artikel darlegen. Heute nur zwei Episoden aus der Vergangenheit, deren Wahrheit wir verbürgen und die beweisen sollen, wie unsere früheren Berliner Rabbiner Gemilut Chassadim geübt und angeregt.

Ein „Gabbai“ der Berliner Gemeinde, der jetzt verstorbene Levi Mann, welcher im Hause des seligen Dr. Sachs aus- und einging und der sich in damaliger Zeit vielfache Verdienste um die Berliner Gemeinde erworben, erfuhr einst am Freitag Nachmittag, daß eine anständige Familie in Not geraten sei. Die Kasse in der Rosenstraße war schon geschlossen. In seiner Verzweiflung ging er zu dem Rabbinatsassessor Dr. Sachs, der in seinem Studierzimmer mit den Vorbereitungen zu der Predigt beschäftigt war, dem er in fliegenden Worten seine Verlegenheit und die Not der betr. Familie schilderte. „Aber, lieber Herr Mann, — ich bin, wie Sie sehen, mit meiner Predigt für morgen beschäftigt, wie soll ich jetzt helfen? Dort im Eckschrank ist ein Kästchen, es wird noch etwas Geld darin sein. Nehmen Sie den kleinen Vorrat, — meine Frau hat schon ihr Schabbosgeld genommen, — kommen Sie morgen Abend wieder, dann wollen wir weiter beraten, was zu thun ist.“ Levi Mann kannte den Schrank und den Geldbehälter und fand darin zwölf Thaler. „Aber, Herr Dr., soviel ist vorläufig nicht erforderlich!

„Nehmen Sie und lassen Sie mich jetzt weiter arbeiten — bis Morgen Abend s. G. w. Adieu!“ —

Der Schreiber verbürgt sich für die Wahrheit dieser Erzählung. Man beachte die Worte des Rabbiners: meine Frau hat schon das ihrige auf Schabbos — nehmen Sie das Uebrige. Er giebt einstweilen 36 Mark und will erst beim Sabat-Ausgang beraten, wie zu helfen ist. —

Nr. 2. Ein bekannter polnischer Rabbiner, der mit dem Kommerzienrat N. N. in Berlin entfernt verwandt ist, kam zu Dr. Geiger und bat um seine Fürsprache bei dem Kommerzienrat für einen Beitrag zur Mitgift seiner Tochter. Dr. Geiger überzeugte sich aus den Papieren des fremden Rabbiners von der Wahrheit dieser Angaben und begab sich sofort zu dem Bankier. Dieser erkannte ebenfalls die Verwandschaft mit 500 Thalern an, die er sofort dem Rabbiner übergab.

Wer beschreibt die Freude des polnischen Rabbiners über die rasche Erledigung — aber auch den Schrecken des Dr. Geiger, als der Petent am Freitag ihn wieder besuchte und unter strömenden Thränen erzählte, die ganze Summe wäre ihm in der Herberge gestohlen worden!

Dr. Geiger verspricht am Sonntag nochmals den Kommerzienrat zu besuchen. — Am Sabbat kommt der Rabbiner in die Synagoge und siehe da, der Kommerzienrat kommt ihm — allerdings mit einer brennenden Cigarre in dem Mund — entgegen. Nach einigen Worten der Begrüßung bittet Dr. G. den Kommerzienrat, er möchte auf wenige Minuten mit nach seiner nahegelegenen Wohnung kommen. Der Kommerzienrat versteckt die brennende Cigarre so gut es geht und begleitet den Dr. Geiger nach der Wohnung. Dort erzählt der Rabbiner das Mißgeschick des Petenten mit bewegten Worten und der Kommerzienrat greift in seine Brusttasche und übergiebt zum zweiten Male 500 Thaler. Was nun folgt, wird manchem unserer nicht am Sabbat rauchenden Leser weniger gefallen, aber es gehört zu unserer Erzählung. Dr. Geiger übergiebt dem Kommerzienrat ein Päckchen — Streichhölzer und sagt: wer so wohlzuthun versteht, darf auch das Feuer seiner Cigarre am Sabbat leuchten lassen.

Bar Minan.

Der Revolver.

In letzter Zeit haben Mitglieder der hiesigen jüd. Gemeinde ihrem Leben durch den Revolver ein Ende gemacht. In Rücksicht auf die trauernden Familien unterlassen wir es, den Charakter und die Lebensrichtung jedes einzelnen, der von der Mordwaffe gegen sich selbst Gebrauch gemacht hat, zu analysieren und auf die Motive der vollbrachten Selbstmorde näher einzugehen, so verlockend es auch wäre, dies zu thun, indem unter den erwähnten Selbstmördern verschiedene Nüancen des Judentums vertreten sind. Allein wir können die Thatsache an und für sich nicht mit Stillschweigen übergehen, zumal auch anderswo, auch außerhalb Deutschlands, die Selbstmorde unter den Juden im Verhältnisse zu früheren Zeiten zahlreicher sind.

Wenn man ein statistisches Werk zur Hand nimmt und darin das Kapitel liest, welches vom Selbstmorde handelt, so findet man, daß die Bekenner des Judentums den geringsten Prozentsatz im Vergleiche zu den übrigen Konfessionen liefern. Der jüdische Stamm zeichnet sich durch Langlebigkeit, durch weniger Sterbefälle bei kleinen Kindern und durch eine geringere Zahl von Selbstmorden aus. Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir in diesem Momente keine Nachforschungen darüber angestellt, wie es sich mit demselben in der Gegenwart verhalte. Wir wollen blos konstatieren, daß eine Stimme aus Amerika eine körperliche Degeneration eines Teiles der dort lebenden Juden bemerkt haben will. Der zweite Punkt ist unverändert derselbe geblieben, wie in vergangenen Tagen. Denn unsere heutigen jüdischen Frauen sind dieselben sorgsamen, vorsichtigen, zärtlichen, hingebenden und aufopfernden Mütter wie ihre leiblichen Vorfahren. Eine jüdische Mutter, und wäre sie noch so arm, denkt nur an ihr kleines Kind und bietet alles auf, um es gegen die, das zarte Leben so vielfach bedrohenden Gefahren zu schützen. Auch die jüdischen Ehemänner aus den untersten Volksschichten ersparen sich keine Anstrengung, um ihre Frauen oder die Mütter bei den hilflosen kleinen Kindern zu lassen, damit sie dieselben behüten und pflegen. Den letzten oder dritten Punkt anlangend, so wollen wir nicht selbst das Wort führen, sondern es einigen bewährten und anerkannten Statistikern überlassen.

Prof. Dr. Th. G. Masaryk in Prag hat im Jahre 1881 eine ausgezeichnete Schrift unter dem Titel: „Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation“, veröffentlicht. Auf Seite 222—223 schreibt er folgendes über die Juden: „Ueber die kosmopolitische Rasse der Juden zerbrechen sich die Philosophen nicht minder als die rohen Massen schon lange den Kopf, und doch ist die Geschichte dieses höchst merkwürdigen Volkes noch gar nicht geschrieben. Uns interessiert hier nur der lebendige Gottesglaube dieses Volkes. Aus dem Alten Testamente ersieht man, wie den Juden von denen, die ihre intellektuelle und moralische Leitung in Händen hatten, der Theismus eindringlich in das Herz gepflanzt wurde; es ist ganz wunderbar, wie das kleine Volk in seinen großen Nöten — es giebt kaum ein unglücklicheres Volk als die Juden — immer neue Hoffnungen und neuen Trost in seinem Gotte fand.“

„Die großen Drangsale, denen die Juden stets ausgesetzt waren, hielten sie aus infolge ihrer Religion, die, wie Gibbon richtig bemerkt hat, wunderbar geeignet ist zur Abwehr, aber niemals zur Eroberung bestimmt ist. Verfolgt und verachtet, hält das jüdische Volk an der Religion der Väter

fest und zeichnet sich durch eine Lebensfreudigkeit und einen praktischen Optimismus aus, welche die Entwickelung der krankhaften Selbstmordneigung nicht zulassen. Ihre große Mäßigkeit wirkt in demselben Sinne günstig."

„Aber auch unter den Juden reißt religiöse Indifferenz, Skeptizismus und Unglaube ein, zumal unter den gebildeteren. Es kann auch nicht anders sein; unter und mit den irreligiösen Christen lebend, nehmen sie an der modernen Geistesarbeit regen Anteil und bieten daher, zumal in den Städten, in religiöser Beziehung denselben Anblick wie die Christen."

Der berühmte französische Statistiker A. Legoyt, der den statistischen Verhältnissen der Juden in besonderen Artikeln bereits früher seine wissenschaftliche Thätigkeit zugewendet hat, hat dem Selbstmorde ein besonderes Werk gewidmet, das den Titel führt: Le Suicide ancien et moderne. Etude historique, philosophique, morale et statistique" und gleichfalls 1881 erschienen ist. Nachdem er die geringe Ziffer der Selbstmorde bei den Juden im Vergleiche zu Protestanten und Katholiken konstatiert, bemerkt er: „Der Protestantismus, gegründet auf den Geist der Prüfung, der besonders in Sachen der Religion leicht zum Zweifel führt, kann auf den Selbstmord eine geringere präventive Wirkung ausüben als der Katholizismus. Dieselbe Bemerkung findet auch in Beziehung auf das Judentum statt. Gewiß hat sich der Zweifel in unserer Zeit unter die Glieder dieses Zweiges der großen semitischen Familie, die einst nicht zögerten, für ihren religiösen Glauben zu sterben, eingeschlichen. Allein bei demjenigen, der den Namen eines Gläubigen noch rechtfertigt, ist die Furcht vor den Strafen, mit denen der große hebräische Gesetzgeber ihn in diesem und im anderen Leben bedroht, wohl imstande, die äußersten Inspirationen der Verzweiflung zu beschwören."

„Das ist noch nicht alles. Der Jude ist trotz der Fortschritte der Toleranz und seiner bürgerlichen und politischen Assimilation — wenigstens in einer großen Zahl von Ländern — mit der autochthonen Bevölkerung noch immer großen Teils in der Mitte dieser Bevölkerung isoliert. Nun ist es eine allgemein anerkannte Beobachtung, daß die religiösen Minoritäten die größten Anstrengungen machen, um nicht die feindseligen Gefühle der Majoritäten gegen sie zu rechtfertigen."

„Der Jude ist übrigens gewissermaßen traditionell zu leiden gewöhnt. Auch ist er mit der Aussicht auf den Kampf erzogen worden und bringt für die Prüfungen dieses Lebens mehr Resignation und mehr Ausdauer mit, als die Völker, die ihn umgeben."

„Frühzeitig verheiratet, erfreut er sich außerdem mehr als die anderen der heilsamen Einflüsse des Familienlebens."

„Endlich haben die Israeliten, durch das Gefühl ihrer Isolierung in den Ländern, wo sie sich niedergelassen haben, eng mit einander verbunden, den Geist der Liebe unter einander in einem sehr hohen Grade. Diese Art gegenseitiger Versicherung gegen die äußerste Not ist eine Macht, welche den übrigen Bewohnern desselben Landes unbekannt ist."

„Einige Autoren haben geschrieben, daß die verhältnismäßige Seltenheit des Selbstmordes bei den Israeliten die besondere Folge der allgemeinen Wohlhabenheit ist, durch welche sie die anderen Bewohner übertreffen. Diese Meinung ist nicht blos nicht erwiesen durch die Thatsachen, sondern es ist allgemein bekannt, daß der Jude solche Beschäftigungen betreibt, die den ökonomischen Wechselfällen am meisten ausgesetzt sind."

Professor E. Morselli sagt in seinem Werke: „Il Suicidio Saggio di statistica morale comparata" (Mailand, 1879), S. 210: „Nachdem die Nachkommen Abraham's sich mehr unter die anderen Völker und auf der ganzen Erde zerstreut hatten, haben sie immer gezeigt und zeigen immerfort, daß zu ihren moralischen charakterischen Zügen die gewöhnliche Widerstandskraft gegen den Selbstmord gehört."

Wir wiederholen es, daß wir in Rücksicht auf die innerhalb der Berliner Gemeinde vollführten Selbstmorde uns eine gewisse Reserve auferlegen und weder den Moralprediger noch den Moralstatistiker hier spielen wollen. Allein wir können nicht umhin mit Bedauern zu registrieren, daß manche moralische Tugenden, welche früher den jüdischen Stamm auszeichneten, in der Mitte desselben durch mannigfache Einflüsse geschwächt worden sind. Eine derselben ist die hoffnungsselige Ausdauer im Kampfe um's Dasein.

Es giebt Juden in unserer Zeit, welche gegen den Geist ihrer Religion sich duellieren und Blut vergießen oder sogar töten, um ihre Ehre rein zu waschen, und Juden, denen ein falsches Ehrgefühl die Mordwaffe in die Hand drückt, mit der sie ihrem Leben selbstmörderisch ein Ende bereiten. J.

Amerikanisches Judentum.

St. New York, 10. Dezember.

Der National-Verein jüdischer Frauen, mit seinen Zweigvereinen in allen amerikanischen Städten, in welchen sich eine größere jüdische Bevölkerung befindet, und welcher sich hauptsächlich die Weckung des religiösen Lebens zur Aufgabe gemacht hat, begnügt sich nicht länger mit der Abfassung und der Verlesung geistreicher Abhandlungen, sondern geht nun damit um, praktisch einzugreifen. Der Verein in Baltimore hat beschlossen, für die Heilighaltung des Sabbats seitens der Frauen einzutreten. Im Missionswege sollen die Frauen bewogen werden, sich aller Einkäufe, sei es von Lebensmitteln, von Mode- und anderen Waren, am Sabbat zu enthalten, keine Theater zu besuchen, keine Unterhaltungen am Freitag Abend zu arrangieren, mit anderen Worten, die alte jüdische Institution in Ehren zu halten, statt sie zu mißachten, wie das immer mehr einzureißen droht. Die Männer mögen durch Verhältnisse gezwungen sein, ihren Geschäften am Samstag obzuliegen, die Frauen sind es nicht, und dem jüdischen Heim sollte die Poesie des Ruhetages erhalten bleiben. Auch hier in New York wird das Beispiel Nachahmung finden, und wenn mit der Frauen eignen Energie betrieben, gewiß von Erfolg begleitet sein.

Der erste Damenhilfsverein im Verein mit dem Orden B'nai B'rith wurde am 20. November gegründet. Herr M. Ellinger, Präsident der Washington Loge, hielt vor einem zahlreichen Publikum von Herren und Damen einen Vortrag über das Thema „The new Woman" und infolgedessen erklärten fast sämtliche anwesende Damen ihren Beitritt zur neuen Gesellschaft. Der Redner zeichnete in scharfen, markigen Umrissen die Geschichte der Frauenbewegung, wie sie seit den fünfziger Jahren in's Leben getreten. Während in früherer Zeit die Sphäre der Frau auf das häusliche und gesellschaftliche Leben beschränkt war, hat sich seit dem letzten halben Jahrhundert ein merkwürdiger Umschwung kundgegeben. Die Frauen haben mit großem Erfolg die verschiedensten Professionen errungen, welche früher nur Männern zugänglich waren. Die Hörsäle der Universitäten haben sich ihnen erschlossen, früher nur Hebammen, sind zu tüchtigen

Aerztinnen geworden, und auch als Rechtslehrerinnen laufen sie den Männern den Rang ab. Während Schriftstellerinnen wie Madame de Genlis, Frau de Stael, eine Seltenheit waren, nehmen heute weibliche Heldinnen der Feder einen hervorragenden Rang ein. Eine Karoline Herrschel ist kein rara avis mehr, und es sind nur noch wenige Beschäftigungen, wie z. B. die, welche bedeutende physische Kraftanstrengung erfordern, in welchen Frauen nicht thätig wären. Das ist „die neue Frau", welche unserer Zivilisation eine neue Gestaltung geben dürfte und einen heilsamen Einfluß ausüben wird. Nicht die Radfährerin mit ihrem Bloomerkostüm, nicht das Weib, welches die Schamhaftigkeit verlernt, als Mann aufzutreten sich vornimmt und das höchste Juwel holder Weiblichkeit von sich wirft, nein, das Weib, das nach unabhängiger Stellung ringt, durch höhere Bildung, Wissensdrang und Vertiefung in Kunst und Wissenschaft thätig ist. Der Redner ging dann speziell auf die jüdische Frauenwelt über. Hier wäre seiner Ansicht nach der Fortschritt langsamer. Er zeichnete dann die Karriere von Frauen wie Nahida Ruth Lazarus (Remy), der Fräulein Emma und Josephine Lazarus, Ray Frank, der Frauen Rothschild, Goldsmith, Morgenstern und anderer, und wies dann nach, daß in der Erziehung unserer heranwachsenden Jugend ein radikaler Umschwung stattfinden müsse, um die Töchter für die an sie herantretenden Ansprüche vorzubereiten. Er wies auch auf die erfolgreiche Thätigkeit der Frauen hin, welche sich der Nationalen Vereinigung jüdischer Frauen angeschlossen, und forderte die anwesenden Damen auf, die ersten zu sein, welche dem neu zu errichtenden Hilfsverein jüdischer Frauen, im Anschluß an den Orden B'nai B'rith, eine Pflanzstätte errichten. Nach beendigter Namenszeichnung wurde beschlossen, noch weitere Beitrittserklärungen zu sammeln und dann die erste organisierende Versammlung im B'nai B'rith Klub einzuberufen.

Hier wird alljährlich, wie auch in der alten Heimat bekannt, ein „Danksagungstag" abgehalten, dem kein religiöses, sondern ein rein nationales Moment innewohnt. Die Feier dieses Tages wird auch in den Synagogen durch Gottesdienst und Predigt begangen. Der letzte vom Nachfolger unseres seligen Kohut, Rabbiner Dr. Davidson, gehaltene Danksagungsvortrag enthielt einige prächtige Gedanken, die ich hier mitteilen möchte. Er sagte unter anderem:

„Diese Feier ist für uns Juden mehr als eine Formalität. Ja, mit Eifer und Enthusiasmus begehen wir dieselbe, da wir uns als einen integrierenden Teil der imposantesten Gemeinde in dem majestätischen Welttempel betrachten: Die Gemeinde — das gesamte Volk bnd der Tempel — dieses herrliche Freiheitsland . . . Ganz uesonders der Jude muß von der Bedeutung dieses Tages durchdrungen sein; denn dem jüdischen Volke, das Zeuge gewesen von der Geburt, dem Wachstum, dem Verfall und dem Untergang mächtiger Nationen, enthüllte sich jetzt eine neue Phase in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, und zwar in dem Werden und Wachsen dieser großen Nation . . . Nicht alles, was dem Altertum angehört hatte, ist mit den erloschenen Völkerschaften untergegangen. Ueber dem Ocean der Vergangenheit schwebt der Genius der Kunst, der Poesie und der Philosophie Griechenlands, der Geist der Gesetze Roms, alles was ideal war in dem Leben der Alten. Und durch dieses Erbteil der Nationen, vermählt mit dem Gott- und Menschheitsgedanken des Judentums, mit der Lehre sittlicher Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe — vermählt mit dem, was die dauernde Substanz des Lebens bildet: ist dieses Land von der Vorsehung bestimmt, die Pflegestätte eines neuen Typus von Kultur und Zivilisation zu werden und die idealen Hoffnungen des Judentums zu verwirklichen, jene idealen Hoffnungen, die durch ein einziges, durch Gott, Welt und Menschheit umfassendes Wort ihren Ausdruck finden, durch das Wort: Einheit. Und daß unser Glauben und Hoffen nicht auf Chimären beruhen, erfahren wir, wenn wir unser Augenmerk auf den Kampf zwischen zwei unversöhnliche Prinzipien lenken, die das Wohl und Wehe der Völker bedingen. Das eine Prinzip findet Ausdruck in den Worten dessen, der in diesem Lande die Souveränität des Volkes vertritt, das gegensätzliche Prinzip in den Worten dessen, der die schroffste Seite des Imperialismus zur Anschauung bringt. Der eine, der Präsident dieser Republik, spricht: „Ich danke Gott, daß, erhaben über alle Zweifel, Mißhelligkeiten und Schwierigkeiten, wir beständig das Licht der Hoffnung und Sicherheit erblicken können. Dieses Licht wurde entzündet in der Liebe der Gerechtigkeit und in der treuen Pflege der Rechte des Volkes. Der andere, der hochgebildete und energische Herrscher des Denkervolkes, drückt seine Gesinnung aus durch die den alten Imperatoren abgeborgten Worte: Sic volo, sic jubeo! . . . Dies eben ist die bedeutende Lehre dieses Tages, daß das Prinzip der Volkssouveränität den kategorischen Imperativ bilde für die Pflege und Bethätigung der höchsten Bürgertugend".

Das argentinische Hilfswerk.

Von Dr. S. Kayserling.

Das Interesse für die Kolonisation der russischen Juden in Argentinien ist zwar in letzter Zeit sehr abgeschwächt, weil die allzu hoch gespannten Erwartungen nicht sofort erfüllt wurden, nichtsdestoweniger verdient eine unparteiische sachgemäße Beurteilung, die der Globus Band LXVIII Nr. 12 vom September d. J. in einem Artikel: Die Auswanderung nach Argentinien, von Dr. H. Palakowsky, unsere volle Beachtung. Die Ausführungen des Verfassers stützen sich auf den Bericht des General-Kommissars J. A. Alsina über die Thätigkeit des Einwanderungsamtes in Buenos Aires, der vor kurzem erschienen. Die Kapitel IV und V sind der viel umstrittenen jüdischen Einwanderung gewidmet. Die Frage: ist es möglich, die russischen Juden zu nutzbringenden ländlichen Arbeitern zu erziehen, interessierte die weitesten Kreise. Die meisten Urteile lauteten bisher sehr pessimistisch. Nach dem vorliegenden Berichte ist der Versuch des um seine Glaubens- und Stammesgenossen verdienten und opferfreudigen Baron Hirsch nicht ganz verunglückt. Sie haben die erste schwere Krisis überstanden, man hat die Juden gezwungen zu arbeiten, oder — die Kolonien zu verlassen und für sich selbst zu sorgen. Sehen wir zunächst den heutigen Stand der Kolonien der Jewish Colonizat. Associat. nach dem offiziellen Berichte an.

Die Kolonien, belegen in fruchtbaren Bezirken der Provinzen Santa-Fé, Entre Rios und Buenos Aires, haben sich in Ruhe und Ordnung günstig entwickelt. Ein Endurteil über den Wert dieser Einwanderung für Argentinien will Herr Alsina noch nicht fällen, da ihm eine vierjährige Beobachtungsfrist für nicht genügend erscheint. Es wanderten 1894 ein 2890 russische Juden (gegen 743 im Jahre 1893),

von denen 1975 als „Ackerbauer" bezeichnet sind. 86 figurieren als Tagelöhner, 381 als Näherinnen, 378 als „ohne Profession". Den Rest bilden Handwerker. Frauen und Kinder sind bei diesen Zahlen mit einbegriffen. — Ende 1893 gab es 6 Kolonien mit 18 Terrains, die von 2955 Juden bewohnt waren. Sie nahmen 125 331 ha ein, Ende 1894 lebten 5865 jüdische Kolonisten in 12 Kolonien auf 25 Terrains und haben 175 664 ha in Besitz genommen. 8 Kolonien liegen in der Provinz Entre Rios; die wichtigsten sind: Klara, S. Jorge, S. Vicente, Spangenberg. In Buenos Aires liegt Mauricio, in Santa-Fé Moisesville. Die Lage der neuesten Kolonien (Zeballos) ist mir unbekannt. 12 Dresch-, 221 Mäh-, 143 Säe-Maschinen sind als im Gebrauch angegeben. 8 Schulen, 2 Hospitäler, 6 Badeanstalten sind vorhanden, 854 Brunnen sind angelegt und 1301 Häuser erbaut. Der Bericht stellt fest, daß fast alle Familien sehr zahlreich und die Eltern relativ jung waren. Herr Alsina betont die Notwendigkeit der Einrichtung von Staatsschulen, damit die jüdischen Kinder nicht ein fremdes Element in Argentinien bleiben, sondern Argentinier werden . . .

Auf die Bedeutung der jüdischen Kolonieen und die Arbeitsamkeit ihrer Bewohner erlauben folgende Zahlen wertvolle Schlüsse. Es waren besät, bestellt 20911 ha, davon 14 211 mit Weizen, 4972 mit Mais, 352 mit Gerste, 108 mit Roggen, 540 mit Gemüse und Hülsenfrüchten. Zur Bestellung vorbereitet waren weitere 14 032 ha. Es gab in den Kolonien in Summa 8293 Ochsen, 2633 Pferde und 1825 Stuten und 229 Maultiere, 1515 Kühe, 5582 Fohlen und Kälber, Schafe (1301) wurden nur in der Kolonie Zeballos gehalten. — Diesem günstigen offiziellen Berichte, der auf eine erfreuliche Entwickelung der Kolonien schließen läßt, fügt die Redaktion des Globus die Bemerkung hinzu, daß nach einem dem philanthropischen Unternehmen des Baron Hirsch sehr wohlwollend gegenüberstehenden Aufsatze in der „La-Plata-Rundschau" (1895, Nr. 29—31) das ganze Kolonisationsunternehmen, welches 20 Millionen Mark kostete, als mißlungen zu betrachten sei. (Dasselbe war vor kurzem in einem ausführlichen Bericht der „Köln. Ztg." zu lesen. Red.) Sollte da doch wohl nicht ein wenig Uebelwollen mit unterlaufen sein?

Ich will hierbei nur noch auf einen Punkt des angeführten Artikels hinweisen, der ganz besondere Beachtung verdient. Es heißt dort: Ein großer Teil der deutschen Auswanderung soll in den nächsten Jahren durch Hilfe des Norddeutschen Lloyds nach Argentinien gesandt werden. Was das Projekt des Lloyds betrifft, so soll es dem deutschen Landarbeiter ermöglicht resp. sehr erleichtert werden, recht bald Besitzer eines Landstückes zu werden. Die deutsche Einwanderung wäre der Regierung und einem großen Teil der Presse und Bevölkerung sicher die angenehmste! Bei der von der E r z i e h u n g s - A n s t a l t in A h l e m ausgehenden verdienstvollen Bewegung, die jüdischen Knaben für Ackerbau und Gärtnerei heranzubilden, könnte über kurz oder lang der Fall eintreten, für jüdische Ackerbauer und Gärtner geeignete Stellen aufzusuchen, wo sie ihre Kenntnisse und Kräfte verwerten können. Die in der Anstalt erzogenen, an Arbeit gewöhnten und gründlich vorbereiteten Zöglinge, die sich später zur Auswanderung entschließen, würden in Argentinien bald ein Feld für ihre Thätigkeit finden, und sie sind glücklicher gestellt als so viele auswandernde Kommis und Kaufleute, die vergeblich lange Zeit nach einer geeigneten Beschäftigung zu suchen haben.

— In der Leitung der jüdischen Kolonien in Argentinien hat abermals ein Personen-Wechsel stattgefunden. Der Administrator Brandis aus der Kolonie Mauricio wurde entlassen und Herr Hayem aus Clara hat aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied genommen. Somit wären die beiden Administratoren, deren Verhalten hauptsächlich die Mißhelligkeiten der letzen Monate hervorgerufen haben soll, glücklich beseitigt. Neu ernannt wurden die Herren Ch. Lapin für Mauricio und Ingenieur Mitelman für Clara. Sämtliche von den Kolonisten beanstandeten Punkte des Kontrakts sind nach ihren Forderungen abgeändert worden, mit Ausnahme des Kaufpreises und der Zinsen. Die Amortisationsfrist wurde von 6 auf 12 Jahre prolongiert. Die Erwartungen auf den Gerechtigkeitssinn und die Hochherzigkeit des Baron Hirsch haben somit, wie von vornherein feststehen konnte, nicht getäuscht.

Erinnerung an den Sabbat-Chanuka.

Keine Predigt.

Von Dr. J. Rülf, Memel.

Ein Traum und eine prophetische Vision bilden den Hauptinhalt der Vorlesungen, besonders am diesjährigen Sabbat-Chanuka, und niemand weiß oder ahnt, daß zwischen diesen beiden — so von Grund aus verschiedenen Phantasiebildern — eine gewisse Uebereinstimmung herrscht. Zuerst das Traumgesicht Pharaos, Genes. 41, Sidra Mikéz. — Pharao steht am Ufer des Nils und sieht aus dem Flusse zuerst sieben fette Kühe und dann sieben magere Kühe heraufsteigen und die mageren verschlangen die fetten und blieben so mager wie vorher. Dann sieht er in einem zweiten Traume sieben volle Aehren und nach ihnen sieben leere Aehren aus einem Halme herauswachsen und die leeren verschlangen wiederum die vollen Aehren. Pharao erzählt diesen Traum den Weisen und Schriftkundigen Aegyptens, aber niemand kann ihm diesen Traum, welcher sein Gemüt beunruhigt, deuten. Da erinnert sich der Mundschenk Pharaos des undankbarlich vergessenen „hebräischen Knaben", welcher ihm dereinst seinen Traum so wahrheitsgetreu gedeutet hatte, und empfiehlt denselben dem Pharao. Man holt den Joseph aus dem Gefängnisse, und der hat sofort die richtige Deutung bei der Hand: Beide Träume sind nur e i n Traum. Die fetten Kühe und vollen Aehren bedeuten sieben fruchtbare Jahre, die mageren Kühe und leeren Aehren bedeuten sieben unfruchtbare Jahre; selbstverständlich werden die sieben unfruchtbaren Jahre den Ueberfluß der fruchtbaren aufzehren müssen, wenn man überhaupt daran gedacht hat, diesen Ueberfluß für die Zeiten der Not aufzusparen und aufzuspeichern. Darum rät Joseph, nur mit Fleiß und Sorgfalt alle Vorräte der fruchtbaren Jahre für die unfruchtbaren zu bewahren.

Man sollte meinen, diese Deutung wäre doch nicht allzu schwer aufzufinden gewesen. Alle Fruchtbarkeit Aegyptens ist, wie jedes Kind weiß, vom Nil abhängig. Seine jährlichen Ueberschwemmungen feuchten und düngen den Boden und die alten Aegypter haben schon vor länger als viertausend Jahren sich diesen Umstand durch eine vortreffliche Kanalisation zu Nutze gemacht. Ist diese Ueberschwemmung einmal nur gering oder sie bleibt ganz aus, so ist die Not da, und weder Getreide noch Vieh kann gedeihen. Aus dem Nil also steigen die fetten und die mageren Kühe, die vollen und die leeren Aehren herauf und bedeuten fruchtbare und unfruchtbare

Jahre. Und diese einfache Deutung sollte den Weisen und Gelehrten des ältesten Kulturstaates der Welt unbekannt geblieben sein?

O nein! Sie verstanden wohl den Traum zu deuten. Allein eins verstanden sie nicht, das mußten sie erst lernen von dem aus dem Gefängnis hervorgeholten Hebräerjungen — „Judenjunge" konnte man damals noch nicht sagen — von dem Hebräerjungen, der auch nicht wegen eines Vergehens, sondern im Gegenteil wegen einer That reinster Keuschheit ins Gefängnis gekommen war. Und dies eine, welches selbst die ägyptischen Weisen, von denen doch alle Weisen des Altertums so viel gelernt haben wollten, nicht verstanden, war: die weise Verwaltung des irdischen Gutes; die Kunst des Sparens; die vernünftige Vorsorge in guten Zeiten für kommende schlechte Jahre. Als Joseph gesagt hatte: Möge nun der König dafür sorgen, daß aller Ueberfluß der fruchtbaren Jahre gesammelt und in den Städten aufgespeichert werde zur Nahrung in den sieben unfruchtbaren Jahren, damit das Land nicht in Hungersnot zu Grunde gehe, — da sprach Pharao: „Keiner ist so verständig und weise wie Du. Wird denn ein Mann wie dieser gefunden, darin der Geist Gottes ist?"

Dieses das erste Bild, und nun das zweite der Haphtara-Vorlesung an demselben Sabbat, die Vision des Propheten Secharjah Kap. 4. Hier die wörtliche Uebersetzung:

„Und es kehrte wieder der Engel, der mich anredete und weckte mich, wie jemand, der aus dem Schlaf geweckt wird. Und er sprach zu mir: Was schauest Du? Und ich sprach: Ich habe gesehen, wie da stand ein Leuchter ganz aus Gold und darüber ein Behälter. Darauf sieben Lichter und je sieben Gießrinnen für die Lichter darauf. Zwei Oehlbäume daneben, einen zur Rechten und einen zur Linken des Behälters. — Und ich hob an und sprach zu dem Engel, der mich anredete, folgendes: Was bedeutet das, mein Herr? — Und da antwortete der Engel, der mich anredete, und sprach zu mir: Und Du weißt nicht, was das bedeutet? Und ich sprach, nein, mein Herr! — Und er hob an und sprach zu mir folgendes: Das ist das Wort Gottes dem Serubabel, wie folgt: Nicht durch Heeresmacht und nicht durch Manneskraft, sondern durch meinen Geist, spricht der Ewige."

Das Prophetengesicht, sollten wir meinen, wäre eben so leicht zu deuten, wie der Traum Pharaos. Wie dieser in der Beschaffenheit des Aegypterlandes seine Deutung findet, so dieses Prophetengesicht in der damaligen Lage Palästinas und des jüdischen Volkes. In dem Bilde dieses Leuchters war offenbar die Würde und die Pracht Jerusalems und des Tempels in der Zukunft, damit aber auch die zukünftige glanzvolle Wiederherstellung des jüdischen Staates angedeutet. Und diese so nahe liegende Deutung sollte dem Propheten entgangen sein, derart daß auch der Engel verwundert fragen mußte: „Und Du weißt nicht, was das bedeutet?"

O, der Prophet wußte sehr wohl, was das bedeute. Was er nicht wußte und nicht begreifen konnte, das war etwas ganz anderes. Ein großer Teil des Volkes war aber aus der Babilonischen Gefangenschaft zurückgekehrt. Die Reichsten und Vornehmsten waren es offenbar nicht, denn diese waren allem Anschein nach in Ruhe und Gemächlichkeit in der Fremde zurückgeblieben. Das heilige Land lag da, völlig verödet und verwüßtet, seine sonst so verkehrsreichen Städte waren elende Trümmerhaufen, das Volk war verkommen und verarmt im höchsten Grade und was noch schlimmer als all das zusammen, daß die umwohnenden Völkerschaften den Zurückgekehrten mit wilder, ungezügelter Feindschaft begegneten und sie mit Tot und Verderben bedrohten. Der edle und tapfere Nehemijah, ein wahrhafter Held nach dem Herzen Gottes, wie das israelitische Volk kaum einen zweiten je gehabt, giebt von allen diesen Zuständen eine gar eindringliche und anschauliche Beschreibung. Die Hälfte des halbverhungerten, abgehärmten Volkes mußte sich bewaffnen und gegen die andrängenden Feinde Front machen, und auch die an der Wiederherstellung der Mauern Jerusalems arbeitenden Männer und Frauen mußten mit der einen Hand die Kriegswaffe führen, während sie mit der andern ihre Arbeit verrichteten.

Diese Zustände vorausgesetzt, mußte es ja dem Propheten als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß die in dem Leuchterbilde verheißene zukünftige Erstehung und Gestaltung in Pracht und Herrlichkeit sowohl Jerusalems und des Tempels, als auch des Staates und Volkes je eintreffen könne. Und hierauf bezieht sich die Antwort des Propheten auf die Frage des Engels: Verstehst Du das? „Und ich sprach, nein, mein Herr." Der Engel belehrt ihn aber eines andern. Alles das wird sich vollbringen, aber nicht durch Heeresmacht, nicht durch Manneskraft, sondern durch meinen Geist, spricht der Ewige. Der Geist Gottes, der auch in diesen armen, gehetzten und bedrohten Menschen lebt und wirkt, wird's vollbringen und hat's vollbracht.

Die Aehnlichkeit zwischen diesem Prophetengesicht und dem Traum Pharaos liegt offen zu Tage. Hier handelt es sich um Verwaltung des irdischen, dort um die Verwaltung des geistigen Guts. Der Gottesgeist, der in diesem Volke und in einem jeden Einzelnen dieses Volkes, auch dem Aermsten, wohnt und wirkt, befähigt diese zur besten Verwaltung all der Segnungen sowohl des irdischen als auch des geistigen Gutes. Nach dieser Richtung hin ist dieses Volk, sind alle seine zerstreuten Glieder erwählt und berufen, der Welt sich nützlich und förderlich, vielfach auch als Beispiel und als Vorbild zu erweisen; der Verkündigung gemäß, welche schon seinem Erzvater geworden ist: „Und Du sollst ein Segen sein, durch Dich sollen alle Geschlechter des Erdbodens gesegnet werden." — — —

Das ist, wie gesagt, *keine* Predigt; allein es soll jedem gestattet sein, sich eine daraus zu machen.

Shylock.

III.

Auch der Feuilletonist des Pester Blattes erkennt an, was wir über die Absicht Shakspeares mit der Figur, die er den Juden Shylock nennt, oben gesagt haben, obwohl er, der Feuilletonist, auf anderem Wege zu diesem Resultate gelangt. Er schreibt:

Seit geraumer Zeit, wohl seit hundert Jahren hat das englische, und nach dessen Beispiel das deutsche Theater sich gewöhnt, Shylock zum Mittelpunkt von Shakspeare's „Kaufmann von Venedig", zur Hauptfigur dieses figurreichen Stückes zu machen. Shylock gilt als der Vertreter des jüdischen Martyrertums, als sein grimmiger Rächer, als sein Judas Makkabäus, mit dem tiefen Schmerz, den großen Gedanken in der Brust, kurz als vollwichtige tragische Figur, welcher nur die veränderten Zeitverhältnisse den Wechsel und das Fleischermesser statt des Schwertes in die Hand gedrückt. So

wird von den Schauspielern gespielt und vom Publikum angesehen — von Dan bis Berseba, d. h. vom Ost- bis zum Züricher See, von Hamburg bis Hermannstadt, „so weit die deutsche Bühne reicht.“ Kein deutscher Charakterspieler, er mag nun berühmt sein oder nicht, geht an die Darstellung des Shylock anders, als mit dem festen Vorsatze, aus ihm einen so niederträchtig-erhabenen, teuflisch-edlen prosaisch-dämonischen Wucher-Helden zu machen, als seine — des Schauspielers — Natur und Anlage nur irgend gestatten. Und mit ähnlichen Vorsätzen eilt der naive Teil des Publikums in's Theater, um den „Kaufmann von Venedig“, d. h. Shylock zu sehen. Studenten und Kommis, alles, was jung ist, für Ideal und Freiheit, für Shakspeare und Schiller schwärmt; alle Frauen, die in der Poesie nur das Süße oder das Grauenhafte suchen, (d. h. fast alle Frauen), und nun gar die Juden, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes: sie alle halten den Shylock für eine Heroen-Natur, die nur etwas boshaft geworden ist, weil man sie gar zu sehr mißhandelt hat, und welche die eine Hand Richard dem Dritten, die andere aber dem Doktor Faust freund- und vetterschaftlich entgegenstreckt. Das ist die herrschende Ansicht. Aber keine kann unrichtiger sein. Shylock ist — nach Shakspeare's Ansicht — nicht die Hauptperson, sondern ein Klown und der „Kaufmann von Venedig“ ist keine Tragödie, sondern ein Lustspiel. Diese Ansicht bricht sich immer freiere und breitere Bahn in der wissenschaftlichen Shakspeare-Kritik und wird hoffentlich bald ganz durchdringen, um dann die falsche Ueberlieferung von der Bühne und aus dem Publikum zu verdrängen.

In der That, diese Ansicht ist so natürlich, daß man, um ihre Richtigkeit zu erkennen, nur die Augen zu öffnen, oder die hergebrachten tragisch-färbenden Brillen von der Nase zu nehmen braucht.

Man sehe sich doch nur den Grundriß des Stückes und die Verhältnisse seiner Teile an. Wie gering ist schon der Raum, den Shylock's Charakter und Schicksal einnimmt! Nur in wenigen Szenen tritt Shylock auf. Ueberall ist er in die Hauptverhandlung, die Werbung um Porzia, nur eingewebt, und selbst in der Gerichtsszene, wo er sich noch am breitesten und selbständigsten entwickeln darf, dient er eigentlich nur Prozia's heiterem Humor und überlegenem Geiste zum Untergrund. Nachdem er ganz abgethan und weggeworfen ist, rollt das Stück (im Original) noch einen ganzen Akt weiter in der heitersten und übermütigsten Weise, glänzend und schimmernd, lachend und gaukelnd.

Ist es aber denkbar, daß irgend ein Dichter, geschweige denn Shakespeare, seine Hauptperson stets in zweiter Linie halten, und nach der Entscheidung ihres Geschicks die Nebenpersonen nicht nur lustig und munter, sondern auch sehr ausführlich ihre kleinen Händel weiter abspinnen ließe? Das wird doch niemand ernstlich behaupten wollen.

Fragen wir jetzt die Menschen, die mit Shylock zu thun haben, als was sie ihn ansehen, und wie sie ihn behandeln. Seine Tochter verläßt und bestiehlt ihn, und erklärt „zwar seines Blutes zu sein, aber nicht seines Herzens“; sein Freund Tubal quält ihn mit boshafter Schadenfreude in dem Augenblicke seiner bittersten Leiden; sein Diener Lancelot läuft ihm davon; die jungen Lebemänner, Antonio's Freunde, verspotten ihn; das Gesetz, d. h. die Richter, ruinieren ihn, und selbst Antonio der gute, edle, großmütige Antonio, verachtet ihn und thut nichts sein Elend zu lindern. Shylock wird von allen gehaßt und verachtet; niemand hat Mitleid und Erbarmen mit ihm, niemand wird von seinem Geschick ergriffen, niemand wird überschauert von der Ahnung, daß er für ein Menschenrecht kämpft, wenn auch auf unrechte Weise. Und Shakespeare sollte ihn zum Helden und Märtyrer haben machen wollen!

Und wer ist er selbst nun, diese angebliche Verkörperung jüdischen Schmerzes und jüdischer Rachsucht? Gewiß, er fühlt das Unrecht, das ihm als Juden widerfährt; allein dies Gefühl ist nicht das an ihm rastlos nagende, in ihm bohrende, ihn zu unersättlicher Rachsucht aufstachelnde. Er haßt Antonio viel weniger deswegen, weil dieser ihm auf den „Roquelor“ spukt, als weil er ihm den Markt verdirbt. Er haßt ihn nicht so sehr als Jude, denn als Spekulant, als Geschäftsmann: er würde einen jüdischen Antonio ebenso tief hassen. Er will Antonio töten, aber zugleich mit der kaufmännischen Berechnung, daß er dann „in Venedig Handel treiben kann, wie er will“, daß Antonio's Tod ein gutes Geschäft ist für ihn, so gut, daß er die 3000 Dukaten gern daran giebt. Ueberall zeigt sich Shylock als eine in ihrer Verbissenheit energische Natur, aber auch als eine niedrige, engherzige, unsympathische, auf die gewöhnlichsten Ziele gerichtete. Sogar in seinen Träumen sieht er nur Gold. Das Unrecht, das ihm geschieht, wird fast entschuldigt dadurch, daß es ihm geschieht. Wahrlich, einen unpassenderen Vertreter einer humanitären Idee hätte Shakespeare nicht erfinden können.

Er hat es aber auch nicht thun wollen. Er hat sich der zu seiner Zeit allgemein verhaßten Figur des „jüdischen Wucherers und Blutsaugers“ bemächtigt, und einerseits seine Habsucht dem edlen italienischen Kaufmann Antonio, andererseits die Oede seines Lebens und Treibens dem glänzenden, dem Genuß und der Liebe gewidmeten Dasein der Venezianer als scharfen Gegensatz entgegengestellt. Dabei hat er ihn nicht nur innerlich elend, sondern auch äußerlich verachtet gemacht. Die vornehmen Leute spotten seiner Qualen, sie fühlen gar nichts Menschlich-Gemeinsames zwischen sich und diesem Abschaum der Menschheit. Sie lachen, wenn er sich krümmt: das ist ihr ganzes Mitgefühl. Sein Schmerz ist ihr Lustigmacher, Shylok ihr Klown. Und er könnte nicht ihr Klown geworden sein, wenn er nicht der Klown des Publikums jener Zeit gewesen wäre.

Wie aber konnte der Klown des sechzehnten Jahrhunderts im neunzehnten als tragischer Held gelten? Ich denke, dies sei so gegangen: Bekanntlich war Shakespeare fast 150 Jahre lang in England vergessen; die Ueberlieferungen der ursprünglichen Darstellung seiner Stücke ausgestorben. Als David Garick sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmale wieder auf die Bühne brachte, da beherrschte der Gedanke der religiösen Duldung alle gebildeten Kreise. Dasselbe und noch viel stärker war in Deutschland der Fall, auf dessen Bühnen Shakespeare bald Eingang fand. Was Wunder, daß die Aufklärung, die in dem Verhältnisse zwischen dem jüdischen Stamm und den europäischen Nationen nur erst die religiöse Seite sah, sich der Figur des Shylok bemächtigte und gewaltsam, wie jede dogmatische Richtung, ihr einen ursprünglich fremden Sinn unterlegte. Die Neigung der damaligen Schauspieler mag sich damit verbunden haben. Auch sie litten, wie die Juden, von dem Vorurteil und dem Mißtrauen der öffentlichen Meinung; das gemeinsame Unglück vereint, und sie mochten das Gefühl haben, die eigene Sache in der der Juden zu führen. Freilich ging dieser Umschwung nur langsam vor sich; denn nur lang-

sam und allmählich lassen sich die Menschen bewegen, das als weiß anzusehen, was eigentlich schwarz ist. Noch in den achtziger Jahren, als die Schuch'sche Gesellschaft in Danzig gastierte, fragte sich der in Lessing's Schule erzogene Kritiker Gomperz, was wohl Shakspeare mit dem moralischen Ungeheuer für eine „moralische Wirkung" habe hervorbringen wollen. Als aber in Frankreich die allgemeinen Menschenrechte verkündet wurden, und man auch in Deutschland sehr geneigt war, jeden Kodex des positiven Rechts zu zerreißen, da entwickelte sich die Sache rascher. Die Gleichberechtigung der Juden war eine natürliche Folge der allgemeinen Menschenrechte; die europäischen Völker erkannten diese Folgerung als logisch an; die Juden legten die Hände natürlich nicht in den Schoß, und bei der ausschließlichen Hervorkehrung der religiösen Seite der Frage gab es bald keinen Gebildeten, der sich nicht geschämt hätte, kein Judenfreund zu sein. Das Theater spiegelte diese Stimmung ab. Von England her kam Richard Cumberland's edler „Jude Shewa" nach Deutschland, bewährte sich auch hier als „Herzensschmelzer" (wie ihn Oliver Goldsmith nannte), und von nun an kannte die deutsche Bühne keine anderen Juden, als edle. Shylock, der Stammesgenosse Shewa's, konnte unmöglich ein Klown, ein gemeines Ungeheuer bleiben; er mußte wenigstens fürchterlich, wenigsten in seinen Beweggründen edel werden. Kurz je kleiner der Judenhaß wurde, desto größer wurde Shylock. Und als nun gar in neuerer Zeit jüdische Darsteller, wie Dawison, Dessoir, sich Shylocks bemächtigten, da war der jüdische Märtyrer und Rächer, der moderne Judas Makkabäus fertig.

So spiegelt sich die Geschichte der religiösen Duldung und des Judenhasses in der Bühnengeschichte Shylock's. ***

Feuilleton.

Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.

(Fortsetzung.)

„Kommt mit, Amiéser", sagte die Gräfin mit ernster Stimme, „wollt Ihr mich allein gehen lassen? Kommt mit!"

Stumm erhob sich der Arzt und folgte.

Man durchschritt einen langen finsteren Gang, der zu einem entlegenen Flügel des Schlosses führte; am Ende des Ganges blieb die Gräfin stehen.

„Warte hier", rief sie der Dienerin zu, „bis wir zurückkommen; dauert es Dir zu lange, so kannst Du auch allein zurückkehren. Kommt, Amiéser!"

Sie öffnete die Thüre und schloß sie haftig wieder hinter sich und ihrem Begleiter. Sie befanden sich jetzt in einem Vorzimmer, das durch mehrere Thüren mit den angrenzenden Gemächern in Verbindung stand. Durch eine der Thüren drang ein dumpfer Lärm von mehreren Stimmen hindurch, die oft von einzelnen stärkeren Stimmen unterbrochen wurden.

„Ich habe mich nicht getäuscht", sagte die Gräfin leise, „hier ist es."

Sie schauerte und stützte sich auf Amiéser's Arm.

„Amiéser, mein treuer Freund", sagte sie mit innigem Tone, „ein schwerer Moment steht mir bevor. Ihr seid schon einmal mein Schutzengel gewesen, seid es auch heute."

„Heute und stets", erwiderte er erregt.

Sie reichte ihm die Hand. Er beugte sich nieder und drückte einen heißen Kuß auf dieselbe. Ihre Hand blieb in der seinen und ihre Blicke begegneten sich vielsagend, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Das Gemurmel der Stimmen nebenan verstummte und eine einzelne, helle und deutliche Stimme erscholl. Die Gräfin und Amiéser horchten auf; sie erkannten die Stimme des Grafen Zarnowiecki.

„Ja, Freunde und Landsleute," rief er, „fort mit ihm, der die Herrlichkeit Polens in den Staub treten, uns unsere Rechte nehmen und mit Arbeitern und Leibeigenen auf gleiche Stufe stellen will."

„Fort mit ihm!" riefen sämtliche Stimmen, „er fahre dahin! Der Tod, den er verdient, werde ihm zuteil!"

„Eines jedoch muß früher bestimmt werden," rief einer der Verschworenen; „das Reich soll keinen Moment lang verwaist sein, daß es in Gefahr stünde wieder einem ähnlichen oder gar einem noch schlimmeren zuzufallen. Es muß der sofortige Nachfolger schon im voraus bestimmt sein."

„Ja, aber wer soll es nun sein?" fragte ein anderer. „Wenn der König einen natürlichen Thronerben hätte, so wäre es das Beste und Einfachste, denselben ihm folgen zu lassen. Dies würde einem blutigen Bürgerkriege vorbeugen und unser Zweck wäre dennoch erreicht, denn der neue Monarch würde sich wohl hüten, in denselben Fehler zu verfallen, der seinem Vorgänger Thron und Leben gekostet. Aber der König hat ja keine männlichen Leibeserben. Oder existiert irgendwo ein solcher?"

„Der Nachfolger ist da", rief aus einem Winkel eine heisere Stimme, die den horchenden Amiéser erschreckt auffahren machte, „kein anderer hat wie der ein solches Recht darauf, diese Stelle einzunehmen."

Ein Gemurmel des Erstaunens ließ sich vernehmen.

„Was?" riefen mehrere Stimmen durcheinander, „was sagt der Jude? Er ist es, der uns den König geben will? Und kein anderer hätte ein solches Recht auf den Thron! Da bin ich doch neugierig, wen er meinen mag! Wer und wo ist denn dieser berechtigte Thronfolger?"

Die Gräfin hatte sich inzwischen gesammelt und schritt entschlossen der Thüre zu, die zum Versammlungssaale der Verschworen führte. Amiéser folgte unmittelbar hinter ihr.

Eben hatte die letzte Frage durch den Saal geklungen, als die Thür sich öffnete und die Gräfin Zarnowiecka hochaufgerichtet in demselben erschien; ihr zur Seite, etwas nach rückwärts stand ihr Begleiter, der junge Judenarzt.

„Hier!" schrie eine gellende Stimme, von einem alten Juden kommend, der in einem Winkel des weiten Saales sich befand und mit ausgestrecktem Arme nach der Thüre hindeutete. Alles blickte zur Thüre hin, deren Oeffnen man im Getümmel überhört hatte und ein Ruf der Ueberraschung ertönte auf allen Lippen.

„Jadwiga, mein Weib!" rief der Graf Zarnowiecki, „was machst Du hier? wie kommst Du her?"

„Die Gräfin!" rief es unter den übrigen Verschworenen; „was giebt es? Was geht vor?"

„Amiéser!" rief aus einer Ecke wieder dieselbe gellende Stimme, „Du hier in diesem Momente! O Gott! O Gott!"

Amiéser blickte hin und erkannte seinen Großvater, den alten Reb Josef. Die Gräfin stand noch immer in der Thüre und hatte kein Wort gesprochen.

„Hört mich an, Ihr Herren!" sagte sie endlich, „ich weiß nicht genau, was Euch hier vereinigt und welche wich-

tigen Pläne Ihr beratet, obwohl es vielleicht nicht schwer zu erraten wäre. Aber nicht blos ich weiß es, daß Ihr hier versammelt seid, auch ein anderer weiß es. Und dieser andere — ich bin eigens hergekommen, es Euch zu sagen und Euch zu warnen, ehe es zu spät wird — dieser andere ist . . . Herr Nikolaus Wierzynek."

Ein Ruf des Schreckens entrang sich mehreren der Anwesenden.

„Hier mein Begleiter," fuhr die Gräfin fort, „mein treuer Arzt, ist derjenige, dem Ihr diese Warnung zu verdanken habt."

Die dankbaren Blicke der Verschworenen trafen den sich zurückziehenden Amiéser. Der Graf Zarnowiecki blickte finster und sinnend vor sich hin und sprach kein Wort.

Ein Geräusch, das schon seit einiger Zeit unter den Fenstern des Saales, die nach dem hintern Teile des Gartens gingen, vernehmbar gewesen war, nahm jetzt auf einmal stark zu. Plötzlich ertönten, wie auf Kommando, an sämtlichen Fensterläden zu gleicher Zeit dröhnende Schläge. Noch ein Moment und durch die gesprengten Läden drangen von allen Seiten Bewaffnete in den Saal. Einer der ersten der Eingedrungenen war eine herkulisch gebaute, von Kopf bis zum Fuß gepanzerte und bewaffnete Gestalt, in der die entsetzten Verschworenen alsbald den schrecklichen Nikolaus Wierzynek erkannten.

Ein entsetzliches Durcheinander entstand. Einige der Verschworenen versuchten die Lichter auszulöschen, um unter dem Schutze der Dunkelheit sich zu retten; aber die Angreifer hatten sich für diesen Fall mit Fackeln und Lichtern versehen und hatten sofort die Ausgänge besetzt. Einige der Mutigsten setzten sich zur Wehr, wurden jedoch bald von der Uebermacht bewältigt. Nur einigen Wenigen gelang es in der allgemeinen Verwirrung zu entfliehen, darunter dem Schloßherrn selber, doch wurde derselbe ein paar Stunden später im Schlosse selbst versteckt aufgefunden und den übrigen Gefangenen beigesellt. Der alte Reb Josef war ruhig und resigniert in seinem Winkel geblieben und ließ sich ohne Widerstand die Fesseln anlegen.

Ein Soldat hatte sich der Gräfin genähert und seinen Arm nach ihr ausgestreckt. Sie stieß ihn zurück. Der Soldat schwang sein Schwert über sie. Da zog Amiéser, seiner nicht mehr mächtig, den Dolch, den sie ihm einst in Spanien gegeben und den er stets bei sich trug, und warf sich todesmutig dem gereizten Kriegsknechte entgegen, mit seinem Leibe die Gräfin schützend. Aber der Kampf war zu ungleich, die Waffe zu schwach. Voll und stark traf ihn ein Schwertstoß in die Brust und blutend stürzte er zusammen. Mit einem lauten Schrei stürzte die Gräfin ohnmächtig auf seinen blutenden Körper nieder.

Der Tumult hatte sich gelegt, die Gefangenen waren bereits gefesselt und Herr Wierzynek musterte dieselben. Sein Blick fiel auf die ohnmächtige Gräfin und den blutenden bewußtlosen Judenarzt.

„Also das war die Krankheit," rief er höhnisch, „und hier fand die Kur statt."

Die Gefangenen wurden in festen Gewahrsam gebracht; die Verwundeten in einen besondern Raum. Die Gräfin wurde in eine Tragbahre gehoben und ihr ein besonderes Zimmer im Gefängnisse angewiesen, wo ihr blos eine einzige Dienerin gestattet wurde und sie sonst so streng bewacht wurde wie die übrigen Gefangenen. Herr Nikolaus Wierzynek war mit seiner Mannschaft abgezogen und düstere Stille lagerte sich auf das verödete Schloß vor der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, den 27. Dezember.

— **Der D. J. L. V. ist zustande gekommen** und Rektor Dr. Adler in Berlin zum 1. Vorsitzenden und Lehrer Blumenfeld-Adelebsen zum 1. Schriftführer ernannt worden. Das ist alles, was wir mitteilen können; denn die Delegiertenversammlung tagte unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, mit welcher auch die jüdische Fachpresse ausgeschlossen wurde, die sich um das Zustandekommen des Bundes ein großes, vielleicht das größte Verdienst erworben und ohne deren Mithilfe der Bund nicht zu halten sein wird. Der zu Ehren der Delegierten gegebene Kommers des Wiss. Verein. jüd. Schulmänner verlief glänzend. Näheres in nächster Nr.

— **Unsere Beilage.** Die schon angekündigte wissenschaftliche Beilage unseres Blattes erscheint im neuen bürgerlichen Jahre in dem Umfange eines ganzen Bogens (8 Seiten 4⁰) zunächst monatlich einmal, bei genügendem Stoff aber entweder umfangreicher oder öfter. Das Blatt führt den Haupttitel: „Jeschurun" und den Untertitel: „Monatsschrift für Pädagogik, Homiletik und Litteratur". Das Hauptblatt erscheint in bisherigem Umfange (16—20 Seiten) und führt nur noch den Titel: „Allgemeine Israelitische Wochenschrift." Der Bezugspreis des Blattes (2 Mark vierteljährlich) wird nicht erhöht. — Was wir über die Beilage, was wir besonders unsren treusten Anhängern außerhalb Berlins, den Lehrern, noch zu sagen haben, das wird in der ersten Nr. des „Jeschurun" zu lesen sein.

— **Bureauwahl.** Die neuen Repräsentanten, deren Amtseinführung im Januar bevorsteht, haben einen Vorsitzenden zu wählen. Wie wir hören, ist Herr Martin Simon hierfür in Aussicht genommen, nachdem Herr Julius Oppenheim von ihm abzusehen ersucht hat. Von der sogenannten liberalen Seite hat man sich bemüht, für die Wiederwahl des Herrn Landsberger Stimmung zu machen, der übrigens sein Amt mit Geschicklichkeit und Unparteilichkeit geführt hat. Doch ist es selbstverständlich, daß die Neugewählten, die mit den älteren Gesinnungsgenossen über eine Zweidrittelmehrheit verfügen, sich nicht einen Vorsitzenden aus der Zahl der Minderheit wählen, gegen die sich die Gemeinde eben erst mit solcher Entschiedenheit erklärt hat. Es wäre ein Zeichen von bedauerlicher Schwäche und würde zu den übelsten Konsequenzen führen, wollte die neue Mehrheit mit einer Resignation debütieren.

— **Wahlarithmetik.** Die Allgemeine Zeitung des Judentums, die in dem jetzt abgeschlossenen Wahlfeldzug mit der ganzen Schüchternheit, die sie so wohl kleidet, die Sache der seitherigen Verwaltung unter das etwas knappe Mäntelchen ihres Wohlwollens genommen, legt sich das Wahlergebnis so zurecht, daß es ihre bescheidenen Anforderungen immer noch leidlich befriedigt. Zwar ist kein Einziger von den sogenannten Liberalen Repräsentant geworden, zwar steht ihr bester Mann erst an der neunten Stelle der Vertreter, aber . . . . die Stimmenmehrheit der Kandidaten vom Zentral-

verein ist keine imposante gewesen. Zugegeben, denn 2990 Stimmen gegen 2403 ist kein uneinbringlicher Unterschied. Wenn das genannte Blatt aber bemerkt, daß die Zahl der Gemeindemitglieder 16253, dem gegenüber eine Wahlbeteiligung von 4620 Berechtigten ziemlich knapp sei und daher eigentlich der Indifferentismus gesiegt habe, so ist das ein Fehlschluß, der übrigens nicht ohne eine Entstellung möglich gewesen ist. Wir haben wohl 16 253 steuernde Gemeindemitglieder, aber nur rund 12 500 Wahlberechtigte. Doch das ist nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß das in Berlin übliche Wahlsystem für viele die Teilnahme an der Wahl unmöglich macht. Der Wahlzettel, der den Mitgliedern zugestellt wird, soll wochenlang aufgehoben werden. In zahlreichen Fällen geht er verloren, und Ersatz findet nicht statt. Die Ausfüllung der Liste schreckt gleichfalls viele ab. Thatsächlich ist die Wahlbeteiligung seit dreißig Jahren nicht so stark gewesen, wie jetzt. Anerkennung verdient, daß der Allgemeinen Zeitung des Judentums der Humor nicht ausgegangen ist: Sie spricht noch immer von der sogenannten liberalen Partei als von der „überwiegenden Majorität der Gemeinde." Was würde sie erst gesagt haben, wenn ihre Kandidaten gewählt worden wären? k.

— **Der Verwaltungsbericht** des Vorstandes der jüdischen Gemeinde für die Zeit vom 1. Januar 1892 bis 31. März 1896 ist erschienen. Man erfährt daraus, daß die Zahl der Mitglieder in der genannten Frist von 13500 auf 16235 gestiegen ist, 27 Mitglieder aus der Gemeinde, 243 aus dem Judentum ausgetreten sind. Die vier Synagogen fassen etwa 5500 Besucher, für die hohen Feiertage sind gottesdienstliche Veranstaltungen getroffen, die 8600 Personen Raum geben, so daß im besten Falle von Gemeinde wegen für 14 100 Beter — Männer, Frauen und Kinder — gesorgt ist. Zum mindesten zwei Drittel der Gemeindemitglieder ist somit für die Befriedigung synagogaler Bedürfnisse auf private Einrichtungen angewiesen. Die drei alten Religionsschulen zählen 681, die jetzt bestehenden vier Religionsschulen zusammen 700 in Buchstaben: siebenhundert Schüler und Schülerinnen. Von hundert jüdischen Kindern haben also noch nicht fünf von Gemeinde wegen Religionsunterricht. Dagegen hat der Vorstand „erlangt", daß an den hiesigen königlichen Gymnasien jüdischer Religionsunterricht fortab — fakultativ erteilt wird. Der Etat für die Armenverwaltung beträgt jährlich noch nicht 120 000 Mark. Das ist im Verhältnis der Bewohnerzahl weniger als die Kommune Berlin für ihre Armen ausgiebt. — Und zu diesem stolzen Bericht, macht das Organ des Vorstandes die Bemerkung: es möge wohl wenig Gemeinden in der Welt geben, die in der Lage sind, „in dieser Weise Rechenschaft über ihre Arbeit im Dienste der drei Grundprinzipien des Judentums, der Lehre, des Gottesdienstes und der Wohlthätigkeit, zu geben." — Wir hoffen, daß in der That nur wenige Gemeinden von solcher Vernachlässigung der obersten Pflichten zu erzählen haben. Doch das wird nun wohl anders werden. Die neuen Repräsentanten werden eine neue Verwaltung schaffen und nötigenfalls denen die offene Thür zeigen, die etwa gewillt sind, sich an ihr Mandat zu klammern, weil es „noch nicht erloschen" ist.

— **Herr Professor Buka** hat auf unsere in den vorigen Nummern an dieser Stelle an ihn gerichtete Frage bis zur Stunde nicht geantwortet. Es ist daraus der Schluß gestattet, daß er selbst im Eifer des Wahlkampfes etwas mehr gesagt hat, als er verantworten kann oder jetzt wenigstens nicht verantworten will.

— **„Unsre Rabbiner."** Man schreibt uns: Gestatten Sie mir meiner Befriedigung Ausdruck zu geben über den frischen und erquickenden Hauch, der aus der Abhandlung des Herrn Fr. über „Unsere Rabbiner" wehte. Aber vielleicht tragen nicht die Seminarien allein die Schuld an den unerquicklichen Zuständen, sondern auch die Gemeinden. Was verlangen die Gemeinden und ihre Vorsteher von einem Rabbiner? Weltliche Bildung, Salonmanieren, Verständnis für die Kirchthurmpolitik des Ortes und das unvermeidliche, tadellose Bäffchen. Ausgerüstet mit dem so qualifizierten Paradestück eines Rabbiners, glauben die Gemeinden ihr Jahrhundert in die Schranken fordern zu können, wenn ihre Spitzen bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit vor den Spitzen der Behörden erscheinen, um ihre „Paradejuden" unterthänigst vorbeidefilieren zu lassen. Mit solchen Aeußerlichkeiten glauben die Gemeinden das Ansehen, die Ehre und den Glanz des Judentums mächtig gefördert zu haben; befriedigt reiben sie sich die Hände, wenn irgend ein „Herr" nach Anhören der Predigt sich huldvoll äußert, schon lange kein so schönes . . . Deutsch gehört zu haben. Allmählich verbreitet sich eine Anschauung, als würden die Rabbiner nicht für uns Juden, sondern nur für die Nichtjuden angestellt; wie wir herrliche Gotteshäuser bauen, aber keine Juden erziehen, die hineingehen; wie wir ein Heer von Gemeindebeamten bezahlen und keine Kämpfer haben für Gott und Israel! m. p.

— **Quittung.** In der Weihnachtsnummer des christlich-orthodoxen „Reichsboten" lesen wir:

„Es dürfte doch einmal an der Zeit sein, das Wort zu sprechen gegen die äußerliche Aneignung des christlichen Weihnachtsfestes durch das Judentum. Sie ist auch ein Zeichen der Zeit, ein Symptom der direkt oder indirekt betriebenen Verwischung und Verflachung des religiösen Bewußtseins unseres christlichen deutschen Volkes, welche Weihnachten zu einem Wintersonnenwende-Fest mit äußerem Festgepränge und Ostern und Pfingsten zu Frühlingsfesten macht und ihre religiöse Bedeutung immer mehr in den Hintergrund drängt. Es sollte gerade für die konservative, ernst christlich gesinnte Presse eine heilige Ehrenpflicht sein, gegen die seitens des gesamten Liberalismus und seinen kirchlich indifferenten oder gar feindseligen Presse stillschweigend unterstützte Aneignung des Weihnachtsfestes durch das Judentum und die davon auch auf die christliche Bevölkerung zurückwirkende Entchristlichung dieses Festes energisch Einspruch zu erheben. Es kann natürlich nur im Interesse des Judentums liegen, dieses Fest, die Wurzel aller christlichen Feste, seines christlichen Charakters zu entkleiden. Die jüdischen Feste dem Judentum, die christlichen der Christenheit. Reinliche, ehrliche Scheidung! Oder will sich das Judentum auch an der Feier des Charfreitags beteiligen? Andererseits auch mehr Selbstgefühl bei den Christen, ohne daß damit eine Kränkung des Judentums verbunden zu sein brauchte! Das Wort: „Halte, was Du hast," ist von vielen vergessen oder wird ihnen in Vergessenheit gebracht."

Rate einmal, lieber Leser, weshalb wir die Quittung des „Reichsboten" wörtlich abdrucken?

— **Die Zahl der jüdischen Vereine** in Berlin beträgt zur Zeit 58, darunter 10 religiöse, 5 akademische, der Abwehr des Antisemitismus dient ein Verein, dem Zionismus huldigen drei Vereine. Es giebt außerdem fünf jüdische Frauenvereine, dabei einen Verein jüdischer Krankenpflegerinnen. Der älteste jüdische Verein ist die „Gesellschaft

der Freunde", der länger als ein Jahrhundert besteht, der jüngste der Militär- und Sanitätsverein „Deutsches Vaterland", eine anläßlich der Jubelfeier des großen Krieges von 1870/71 gegründete Vereinigung jüdischer Veteranen

— **Ein wunder Punkt.** Das von Christen geschriebene „Freie Blatt" schreibt unter vorstehendem Schlagwort: „Es ist in Anbetracht der allgemein menschlichen Charaktereigentümlichkeit leider nur zu begreiflich, daß sich die reichen Juden durch den Antisemitismus auch nicht einmal ein Souper verderben lassen; aber wir finden keinen schonenden Ausdruck dafür, daß sie die Peiniger ihrer armen jüdischen Glaubensgenossen noch in ihrem unmenschlichen Treiben finanziell unterstützen; während die Antisemiten in Massenmeetings die Aussperrung der ihnen unbequemen Presse predigen, mästet sich der bekannte antisemitische Korruptionsjournalist an fetten Bankpauschalien, prangen in einer gewissen Presse, neben den schmählichsten Beschimpfungen aller Juden Inserate bekannter jüdischer Firmen u. s. w. Es müssen persönliche Motive niedrigster Art sein, welche einen Juden bewegen können, sich seine Schergen großzufüttern, während er es ängstlich meidet, durch die offene und kräftige Unterstützung der nicht in letzter Linie in seinem Interesse für Freiheit und Recht kämpfenden Presse, vor der Oeffentlichkeit, sich als Jude zu deklarieren. Wir hören nichts davon, daß die Parole der Antisemiten: „Judenzeitungen hinaus!" mit der einzig richtigen Antwort: „Antisemitenpresse hinaus!" heimgezahlt weden; im Gegenteil, dieselbe wächst, blüht, gedeiht und wird zu einem profitablen Geschäfte, ganz ausschließlich Dank der freundlichen Unterstützung und Nachfrage seitens der — Juden."

— **Lehrerverein.** In der letzten Sitzung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüd. Schulmänner zu Berlin" wurden zuerst einige dringende geschäftliche Angelegenheiten erledigt. Zunächst referierte Koll. Flanter über die Beschlüsse der Kommission für den Empfang der Delegierten. Hierauf wurde auf Antrag des Vorstandes die Generalversammlung ausnahmsweise auf den Januar verschoben, da bereits zwei Versammlungen im Dezember stattfanden; sodann wurden die Mitglieder Dr. Blaschke und Tichauer zu Kassenrevisoren erwählt. Zu erwähnen ist ferner noch, daß die Verlagsfirma Jacobsohn in Breslau wiederum unserer Vereinigung eine ganze Reihe verschiedener Werke überfandt hatte.

Jetzt folgte das eigentliche Thema des Abends, der Vortrag des Koll. Klein über „Religion und Moral". Die wissenschaftlich vorzüglich gelungene Arbeit des Redners mag hier in kurzem Auszug folgen. Der Referent gab zunächst den Begriff der Religion und stellt fest, daß sie ein natürliches Erzeugnis des menschlichen Seelenlebens ist. Bei jedem Menschen ist eine Aufnahmefähigkeit für Religion vorhanden, also auch bei allen Völkern. Sind nun bei einem Volke die Bedingungen für diese Aufnahmefähigkeit besonders günstig, so wird sich dasselbe bald einer geoffenbarten Religion erfreuen dürfen. Uebergehend auf die Religion des Juden, erwähnte der Redner, daß dieselbe nach dem Auftreten Mosis nichts fertiges, jede Weiterentwicklung Ausschließendes war, vielmehr eine Erscheinung, deren Zug durch die Geschichte deutlich zu erkennen ist. Wie sich aber auch diese Erscheinung verändern möge, als Kern der Religion bleibt: Es giebt einen Gott, der als ein ewiges rein geistiges Wesen die Welt erschaffen hat und regiert. Wie nun der Glaube an die Existenz Gottes als Unbedingtes, Ewiges und Reingeistiges eine Folge unseres Denkens ist, so ist die Bestimmung unseres Verhältnisses zu ihm dem Gefühle entsprossen. Es läßt Gott zu unserem Vater sein, der seinen Kindern gebietet, sich zu bestreben, heilig zu werden, ja es gestaltet unser gesamtes Denken antopomorphistisch. Ganz speziell aber spiegelt sich Israel in dem Verhältnisse zu Gott, das wieder seinen wahren Ausdruck findet in dem Verhalten zu den Nebenmenschen in der Moral. Die Moral ist die Wertbestimmung des Menschenlebens, sie entspringt aus dem Bewußtsein der Menschenverbindung und der gleichen Rechte aller. Möge nun auch dieses Lebensideal sehr oft an den Uebeln der Welt scheitern, so brauchen wir doch die Hoffnung auf Verwirklichung desselben niemals aufzugeben.

Nachdem der Herr Referent in weiteren Ausführungen die verschiedenen philosophischen Begründungen der Morallehre vorgeführt und widerlegt hatte, führte er aus, daß die Moral ihre Begründung einzig und allein in der Religion finden könne, weil sie allein den ganzen Menschen erfaßt und ihm ein Lebensideal vorschreibt. Sie allein macht ihn tugendhaft im Entsagen wie im Genuß, da der Mensch sich als Abbild des vollkommen heiligen Wesens fühlt, so ist er sich wohl bewußt, daß sein Wille sich dem Willen seines Vorbildes unterordnen muß. Wenn nun aber gefragt wird: Kann ein Mensch, der sich zu keiner Religion bekennt, Moral besitzen? so sei mit einem entschiedenen Ja zu antworten. Diese Meinung widerspreche nicht dem Vorhergesagten; denn es giebt bei uns keinen Menschen, der nicht von Religion beeinflußt ist, da der Hauch derselben unsere gesamte Erziehung durchweht. — Nachdem Herr Klein seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag beendet hatte, entspann sich eine lebhafte Diskussion, die erst in später Nachtstunde abgebrochen und vertagt wurde. — Erfreulich war wiederum das Interesse und die rege Beteiligung der Vereinsmitglieder, deren Zahl übrigens durch Beitrittserklärungen sich stetig erhöht. R.

— **Auch die orthodoxe Sondergemeinde** hatte eine Repräsentantenwahl, die am 15. d. M. in aller Stille vollzogen wurde. Zu wählen waren: zwei Vorsteher, zwei stellvertretende Vorsteher, vier Repräsentanten und drei Repräsentanten-Stellvertreter, deren Erstgewählter ebenfalls sofort einzuberufen ist. Es wurden wiedergewählt: zu Vorstehern die Herren H. London und Isidor Rosenblüth, zu Stellvertretern Herr A. Zamory und neugewählt Herr Carl Knoller. Zu Repräsentanten wurden die ausscheidenden Herren Prof. Dr. J. Barth, Dr. A. Berliner, S. Haarburger und Dr. D. Hoffmann sämtlich wieder-, zum ersten Stellvertreter Herr M. Bab und zum zweiten Herr Jos. Lewy neugewählt. Die Wahl eines dritten Stellvertreters kam nicht zu Stande, da der Gewählte (Herr C. Knoller) zugleich in oen Vorstand berufen war, von den folgenden Kandidaten aber, infolge einer Stimmenzersplitterung, keiner die absolute Mehrheit erlangt hatte.

* **Ein Berichterstatter comme il faut.** Die Deutsch-Sozialen Blätter des Herrn Liebermann von Sonnenberg schreiben: „Zur Richtigstellung. Ein gewisser Klaholz aus Neukirchen (Kreis Ziegenhain) hatte an die Schriftleitung dieser Blätter verschiedentlich Einsendungen geschickt. U. a. hatte er auch von dem dortigen evangelischen Jünglingsverein behauptet, dieser sei so „tolerant", daß er Judenjünglinge aufgenommen hätte und sogar einen „Simchas-Thora-Ball" auf Veranlassung der jüdischen Mitglieder veranstaltet habe. Für die Behauptungen übernahm der Einsender unter allen möglichen Beteuerungen wiederholt die volle Verantwortung. Da wir im deutschen Reiche an allerlei Un-

geheuerlichkeiten allmählich gewöhnt sind, so z. B. daß in der Reichshauptstadt eine jüdische Lehrerin vertretungsweise evangelische Kinder in der Religion unterrichtet hat, so brachten wir auch diese vermeintliche traurige Erscheinung zur Kenntnis unserer Leser. Es hat sich nunmehr herausgestellt, daß wir das Opfer einer planmäßigen Täuschung geworden sind. Uns liegt ein Schreiben des Klaholz vor, worin er das Bekenntnis ablegt, jene Behauptungen „wider besseres Wissen" aufgestellt zu haben. Er bekennt sogar, daß er eine Einladung zu dem „Simchas-Thora-Ball", von der er uns eine Abschrift als Beweisstück zugehen ließ, selbst verfaßt hat. Wir sind dem Vorstand des evangelischen Jünglingsvereins zu Neukirchen dankbar, daß er durch sein energisches Eingreifen den Klaholz entlarvt hat." — So sind die antisemitischen Berichterstatter alle.

* **Eine Ausweisungs-Geschichte.** Niemand kann dem Preußischen Staate oder sonst einem anderen Staate das Recht bestreiten, unliebsame Personen, die nicht das Indigenat besitzen aus ihren Gebieten auszuweisen. Ich habe es erlebt, daß Hundert und Tausend nach empfangenen Ausweisungsbefehlen den Ort und die Provinz verlassen mußten. Ich habe die Ausgewiesenen nach Kräften zu schützen und zu stützen gesucht, allein geklagt habe ich nicht. Nur wenn man versucht hat, die Unglücklicheu mit Schimpf und Schande zu überschütten, dann bin ich für dieselben in die Schranken getreten; die Schläge konnte und wollte ich nicht abwehren, allein die faulen Fische sollten sie nicht auch noch verzehren müssen. Da liegt aber gegenwärtig ein Fall von Ausweisung vor, der mir zu nahe geht und öffentlich bekannt gemacht zu werden verdient. Einer hiesigen Zeitung wird aus Ruß unter dem 19. Dezember geschrieben: (Ruß ist ein sehr verkehrsreicher Ort im Kreise Heydekrug, einige Meilen entfernt von der Mündung des Memelstroms in das Kurische Haff; an dem Punkte gelegen, wo der Strom in zwei Arme sich teilt, wird der Ort Ruß von den beiden Armen des Stromes Ruß und Atenath geheißen, umschlossen. Der Ort bildet dieser Lage gemäß den Vorhafen für die Stadt Memel einerseits und Tilsit anderseits) — von Ruß also wird geschrieben:

„Die Ausweisung des Kaufmanns Samuel Isakowitz und seiner Frau Rahel geb. Münzner, erregt hier die größte Teilnahme. Isakowitz, der Amerikanischer Bürger ist, hat seit Jahren seinen Wohnsitz in Preußen gehabt. Nachdem derselbe sich vor nicht allzulanger Zeit in zweiter Ehe verheiratet hatte, wurde er jetzt seitens der Behörde aufgefordert, das Preußische Staatsgebiet zu verlassen. Als dieses in der vorgeschriebenen Zeit nicht geschah, wurde J. in Haft genommen. Dasselbe Schicksal ereilte seine Ehefrau. Frau Isakowitz, die übrigens keine Ausländerin, sondern die Tochter des hiesigen Kaufmanns und Preußischen Unterthanen L. Münzner ist, wurde gleichfalls von der Behörde aufgefordert, bis zum 14. d. M. das preußische Staatsgebiet zu verlassen. Dieselbe hatte sich bereits am 14, d. M. den Abzugschein beschafft, nahm darauf am 16. d. M. von ihren Verwandten und Freunden Abschied und beabsichtigte am Vormittage d. 17. d. M. abzureisen. Nachdem schon alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen waren und auch bereits ein Fuhrwerk auf der anderen Seite des Stromes ihrer harrte, erschien der Amtsdiener und verhaftete sie. Sie hat 10 Tage Gefängnis zu verbüßen."

Der Leser ist gewiß der Meinung, er habe es hier mit einem ganz gewöhnlichen Menschenpaare zu thun. Das ist aber nicht richtig, die beiden jungen Leute, Isakowitz kaum dreißtg, seine junge Frau kaum zwanzig Jahre alt, sind zwei gebildete, feine, äußerst liebenswürdige Menschen; besonders die Frau Rahel geb. Münzner ist eine zartgebaute, hochgebildete Dame mit Lehrerinnen-Qualifikation. Isakowitz ist von seiner Kindheit an in Deutschland gewesen, hat hier die Schule besucht, die Handlung erlernt und hat sich später in Ruß niedergelassen. Seine früher in Rußland lebende Mutter hatte er schon seit Jahren zu sich genommen und lebte bis in die jüngste Zeit unangefochten, von allen Bewohnern des Ortes geachtet und geehrt, in Ruß. Da, als er seine zweite Ehe mit Rahel Münzner, der Tochter des Gastwirts und Preuß. Bürgers L. Münzner, eingehen wollte, wurde er und die Mutter ausgewiesen. Die Hochzeit fand trotz alledem im Herbste dieses Jahres statt. Die rituelle Trauung hat der Unterzeichnete vollzogen, daher seine genaue Kenntnis und sein besonderes Interesse betreffs dieser Angelegenheit. Niemals habe ich eine Trauung vollzogen und eine Hochzeit mitgefeiert bei so gedrückter und schmerzbewegter Stimmung aller Festteilnehmer, all meine Trostworte, all mein Vertrauenszuspruch wollten nicht recht Platz greifen, die augenblickliche Beruhigung mußte bald wieder der trüben Stimmung weichen. Besonders die junge Frau zerfloß in Thränen; sie hatte ihr Geschick an das Geschick eines Mannes gebunden, der so gut wie heimatlos war. Als ich anderen Tages den Ort verließ, begleiteten mich das junge Paar und deren Eltern bis zur Fähre des Trapects und baten, ich möchte doch bei dem Königl. Landrat in Heydekrug Fürsprache einlegen, daß dem jungen Paare zur Ordnung und Abwicklung ihres Manufakturwaren-Geschäfts zum wenigsten bis zu den nächsten Ostern Frist gelassen werde; das versprach ich zu thun und riet, man möge sich doch auch gleichzeitig zur Erlangung eines Aufschubs an den Herrn Oberpräsidenten Grafen Wilhelm v. Bismarck in Königsberg wenden; man sollte aber nur keinen Augenblick versäumen, denn am Dienstag war die Hochzeit und an dem drauffolgenden Freitag schon sollten sie den Ort verlassen. Von Ruß bis Heydekrug, der nächsten Station der nach Memel führenden Bahn, fährt man etwa eine Stunde und der Weg führt am Landratsamte in Heydekrng vorüber. Dort ließ ich meinen Wagen anhalten, traf jedoch den Landrat nicht, denn er war mit dem zur Zeit anwesenden Regierungspräsidenten zur Inspektionen ins Land hinein gefahren. Zu Hause angekommen, schrieb ich noch selbigen Tages an den Königl. Landrat, Geheimen Regierungsrat Freiherr v. Lyncker ein Bittgesuch, so warm und eindringlich, wie es mir das Herz eingab, und bat um Aufschub des Ausweisungstermins. Seitdem hatte ich keine Gelegenheit mehr, Erkundigungen über den weiteren Verlauf der Sache einzuziehen; sie war mir auch ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden, bis ich durch vorstehende Zeitungsnotiz wieder auf das schmerzlichste hieran erinnert wurde. Nun bedenke man doch einmal, eine junge zarte, liebenswürdige und hochgebildete Frau, welche heimatverwiesen eben von Eltern und Verwandten sowie von ihrem Geburtsorte Abschied genommen hat, wird gepackt wie eine Verbrecherin und ins Gefängnis gesperrt, weil sie die Ausweisungsfrist um einige Tage überschritten hatte! Ich habe da nichts weiter hinzuzufügen, als den Ausdruck innigster Teilnahme mit einem jungen Paare, das sich auf diese Weise muß behandeln lassen, weil sie der Schöpfer als Juden hat geboren werden lassen.

Memel in der Weihnachtswoche 1895.

Dr. J. Rülf, Rabbiner.

*r. **In Nürnberg** ist am Sonntag eine einfache Frau auf dem israelitischen Friedhof bestattet worden, mit der ein Stück Geschichte ins Grab sank. Der Toleranz und Humanität stets hoch haltenden Stadt gebührt das Verdienst, schon vor fast sechs Dezennien einem bei der Post angestellten Beamten

jüdischen Glaubens eine zweite Heimat gewährt zu haben. Bereits im Jahre 1839 wurde Herr Joseph Wassermann in Nürnberg zum Postkondukteur ernannt, und seine Gattin war es, welche nunmehr im fast vollendeten 83. Lebensjahre das Zeitliche gesegnet hat. Nach nahezu 350 Jahren waren dieses Ehepaar die ersten Juden, die ihren Wohnsitz wieder in Nürnberg hatten; sie sind demnach als die Gründer der heutigen hiesigen israelitischen Gemeinde zu betrachten, denn erst neun Jahre später, im Jahre 1848, beginnt der weitere Zuzug von Israeliten.

*g **Der Fortbestand des Philantropins.** Aus Frankfurt a. M. wird uns geschrieben: Ueber eine Versammlung möchte ich berichten, die sicherlich auch für weitere Kreise Interesse haben wird. Im Palais-Restaurant wurde sie dieser Tage vom „Freisinnigen Verein“ einberufen und beschäftigte sich mit der in Aussicht gestellten Aufhebung des Philantropins (israelitische Realschule). Der Vorsitzende, Herr Fritz Auerbach, erklärte einleitend, daß es heiße, der Gemeindevorstand beabsichtige, das Philantropin aufzuheben, bezw. eingehen zu lassen. Richtig sei, daß die Ausgaben für die Anstalt einen bedeutenden Zuschuß erfordern. Die Herren Stadtverordneter Creizenach und Rechtsanwalt Dr. Auerbach erstatteten die Referate. Herr Creizenach war der Ansicht, daß die Anstalt in vieler Beziehung eine Existenzberechtigung nicht mehr habe. Zunächst erfordere sie den die Kräfte der Gemeinde übersteigenden bedeutenden Zuschuß von 70 000 M. und zeige dabei eine stetig abnehmende Frequenz. Als weiterer besonderer Grund für die Aufhebung wurde der konfessionelle Charakter der Anstalt angeführt, der sich als ein Hindernis in der Verschmelzung mit dem übrigen Teil des deutschen Volkes darstelle. Der zweite Referent, Herr Dr. Auerbach, sprach sich entschieden gegen die Auflösung aus. Was die Gemeinde beabsichtig, ist nicht bekannt, der Schulrat hat bisher die Frage weder beraten, noch einen Beschluß gefaßt. Von der Schule ist von Anfang an stets ein freisinniger Geist auf die Gemeinde übergegangen, schon deshalb müßte sie erhalten werden. Sie war den sogenannten „Klerikalen“ stets ein Dorn im Auge und ist ein Bindemittel für die freisinnigen Elemente in der Gemeinde. In der Debatte wies Herr Dr. Krakauer darauf hin, daß die Schule keine Konfessionsschule sei, es wirken Lehrer aller Konfessionen an ihr, sie wird auch von Schülern verschiedener Konfessionen besucht. Man sollte sie schon deshalb erhalten, weil sie die einzige jüdische Schule ist, an der von den in Deutschland wirkenden 52 jüdischen Oberlehrern eine große Anzahl Anstellung gefunden hat. Schließlich wurde eine Resolution angenommen, die den Gemeindevorstand ersucht, in Verbindung mit angesehenen Mitgliedern der Gemeinde die Angelegenheit in Beratung zu ziehen.

*r. **Aus Rußland.** Die „Nowoje Wremja“ registriert das Gerücht, nach welchem einige hervorragende Vertreter der jüdischen Kaufmannschaft sich an das Ministerium der Volksaufklärung mit dem Gesuch gewandt hätten, in Warschau ein Regierungs-Gymnasium speziell für Kinder mosaischen Bekenntnisses zu eröffnen. Motiviert wäre dieses Gesuch durch den Hinweis auf den Umstand, daß die Kinder der Juden der Möglichkeit beraubt wären, sich höhere Bildung anzueignen, da in den Gymnasien die Aufnahme jüdischer Kinder durch ein festgesetztes prozentuales Verhältnis beschränkt wäre.

*St. **Aus Amerika.** Der Schulrektor a. D. Ahlwardt ist hier wohlbehalten angelangt. Wie jeder große Mann wurde auch er gleich nach seiner Ankunft von Berichterstattern sensationslüsterner Blätter interviewt. Herr A. erklärte, daß er nicht Voreingenommenheit für seine Bestrebungen zu finden hoffe, aber er erwarte auch nicht, geschmäht zu werden, bis er gehört worden sei. Er sei zu einem Cyklus von 21 Vorlesungen in New-York, Chicago, Cincinnati, St. Louis, Pittsburg und andern Großstädten des Landes, die sich auf einen Zeitraum von nahezu drei Monaten erstrecken werden, aufgefordert(?) worden — von wem, könne er noch nicht verraten . . . (Aha! Red.) Die Enttäuschung über seinen Missions-Feldzug in Amerika wird ihm nicht erspart bleiben und kein vernünftiger Mensch wird an der eingebildeten Mission Interesse nehmen, wenn nicht die New Yorker Israeliten sich geberdeten, als ob Ahlwardt mit hunderttausend Amalekitern ins Land gekommen wäre. Wie die Stimmung in New York ist, und zwar nicht im jüdischen New-York, sondern in dem gemütlichen, toleranten Gotham, wird Ahlwardt es schwer halten, eine geräumige Halle und ein ernstes Auditorium zu finden, trotz der unbeabsichtigten Reklame, welche gewisse Blätter, die von Israeliten redigiert oder verlegt war, für ihn machen. Die Blätter sollten doch nicht vergessen, daß man Narren durch Schweigen tötet, oder wie Schopenhauer sagt: „Narren und Dummköpfen gegenüber giebt es nur einen Weg, seinen Verstand an den Tag zu legen, und der ist, daß man mit ihnen nicht redet.“

Hier und dort.

— Eine konservativ-antisemitische „Volksversammlung“, an der sich ungefähr drei bis vier Dutzend Bürgervereinler beteiligten, beschäftigte sich am Freitag mit der bekannten Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums, wonach jüdische Lehrkräfte vom 1. April 1896 an den Berliner Volksschulen nicht mehr angestellt werden sollen. Es wurde beschlossen, eine Petition an den Kaiser abzusenden, in welcher behauptet wird, daß die Versammelten in Gewissensbedrängnis geraten würden, wenn die Schritte, die aus der Mitte der Stadtverordneten-Versammlung gegen die kultusministerielle Verfügung unternommen worden sind, Erfolg haben sollten. Das Referat in der Versammlung hatte der Redakteur der fast ausschließlich von Pastoren gelesenen „Deutschen Lehrerzeitung“, Pastor Zillessen, erstattet.

— Die Provinzial-Arbeitsanstalt zu Braunweiler, welche gegenwärtig infolge des sensationellen Prozesses im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit steht, beherbergte im Verwaltungsjahr 1893/94 neben 1481 katholischen (1095 männlichen, 386 weiblichen), 684 evangelischen (564 männl., 120 weibl.), nur 8 jüdische (6 männl., 2 weibliche).

— Auch im Landtage in Sachsen machten sich die Antisemiten den Spaß, die Uebersetzung des Schulchan-Aruch von Regierungs wegen zu fordern. Der Erfolg war der gleiche wie im preußischen und badischen Landtage: Ablehnung.

— Bei den israelitischen Schulen in Baden wird soeben seitens des Gr. Kreisamts angefragt, ob für den Unterricht der Schulchan-Aruch in Gebrauch sei. Diese Umfrage, welche anscheinend wegen einer Petition auf Uebersetzung dieses Buches vom Ministerium veranlaßt wurde, ist ganz zwecklos und wird überall in verneinendem Sinne beantwortet werden, da der Schulchan-Aruch für Unterrichtszwecke ganz ungeeignet und dem Laien ganz unverständlich ist.

— Personalien. Versetzt: Bezirksrabbiner Dr. Cohn von Burgkundstadt nach Eschwege; — Hr. Pulvermann von Waldenburg nach Strelno; — Hr. Lianda von Schocken nach Pinne. — Der Stenographen-Verein in Hall hat Herrn Lehrer Hähnlein in Anerkennung seiner Verdienste um die Gabelsberger Stenographie unter Ueberreichung eines silbernen Pokals zum Ehrenmitglied ernannt. Bereits vor längerer Zeit ist Herr Hähnlein, wie wir s. Z. mitgeteilt, von der Kgl. Regierung in die Prüfungskommission für Lehrer der Stenographie berufen worden. — In Wattenscheid ist Herr Lehrer P. Baruch nach längerer Krankheit im Alter von 55 Jahren verschieden und unter imposanter Beteiligung von Juden und Nichtjuden zu Grabe getragen worden. In dem Trauergefolge befand sich neben zahlreichen anderen christlichen Notabilitäten Herr Schulrat Dr. Führer. Die Herren Lehrer Rothschild-Wattenscheid und Gold-

berg=Steele widmeten dem heimgegangenen Kollegen Worte ehrenden Nachrufs. — Herrn Justizrat Dr. J. Hausmann in München ist aus Anlaß seines Rücktritts vom Amte als Notar das Ritterkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verknüpft ist, verliehen worden. — Herr Dr. S. R. Landau in Wien hat auf seine Dozentur für das polnische Fach am dortigen Rabbiner=Seminar verzichtet. Die Gründe sind doppelter Natur: Erstens, eine Ueberbürdung in seiner schriftstellerischen Berufsthätigkeit; zweitens die politischen Gegensätze zwischen Dr. Landau und dem Mitgliede des Polenklubs Dr. Byk, der im Kuratorium das polnische Referat hat.

Brief= und Fragekasten.

— Zur Mendelssohnskontroverse. Obgleich ich mit Hein. Laube der Ansicht bin, daß von keiner Erklärung etwas Vernünftiges herauskommt, — mit Ausnahme etwa einer Liebeserklärung, muß ich Sie doch bitten, folgende Zeilen in Ihrem Blatte abdrucken zu wollen. In der Briefkastennotiz Ihrer letzten Nummer, für deren Abdruck ich Ihnen gewiß dankbar bin, wird gegen mich ausgeführt, die Ansichten über Moses Mendelssohn seien schon vor etwa 60 Jahren und zwar durch keinen geringern als S. R. Hirsch ausgesprochen worden; auch werden mir die Schriften Hirsch's zur Lektüre empfohlen. Ich habe darauf zu erwidern, daß ich nie Anspruch darauf erhoben, das Judentum erfunden oder entdeckt zu haben; weder Hirsch noch ich dürfen in dieser Beziehung ein Erfinderrecht beanspruchen. Schon als jene verhängnisvolle Zerstörungsarbeit gegen das Judentum begann, waren redliche und aufrichtige Männer gegen jene Modenarren aufgetreten und man kann es als eine Art Nemesis der Geschichte bezeichnen, daß der alte Wessely, ein langjähriger Freund jener Schule, der übrigens ebenfalls sehr überschätzt worden ist, in seinen letzten Tagen gegen die hohlen „Reformer" seine warnende Stimme erheben mußte und daß ferner der Enkelsohn des letzten Oberrabbiners von Berlin und der Mark Brandenburg, R. Hirschel Lewin, der gegen die Mendelssohnische Schule so „tolerant" war, um dafür das Lob Gleims und Konsorten einzuheimsen, daß dieser Enkelssohn, seines Zeichens der letzte Landesrabbiner von Schlesien, zum Katholizismus übergetreten ist. Aber jene redlichen Männer wurden stets mit der Behauptung abgefertigt, sie seien Fanatiker und „ungebildet", „hinter den Anschauungen der Zeit zurückgeblieben" u. s. w., während wir gerade vom Standpunkt der modernen Bildung gegen die seichten, hohlen und unwissenden Reformfexe kämpfen. Wir kämpfen gegen das Protzertum, das sich in der Gemeindestube, und gegen das Komödiantentum, das sich in unserem Gotteshause breit macht, welche beide zusammen das Judentum verödet haben.

Dr. S. Bernfeld.

Jüdische Gemeinde.

Sitzung der Repräsentanten=Versammlung: Sonntag, den 29. Dezember, Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburger=Straße 30.

Vakanzen.

Waldenburg, Schl. Zum 1. 3. gepr. Rl., K., Sch. (auch Pr.) Fix. 1800 Mk. u. erhebl. Nbk.

Potsdam. Zum 1. 4. Pred. Anf.=Geh. 2100, für R.=U. an städt. Schulen 300 Mk.

Laufersweiler. Sof. Rl., K., Sch., Fix. 700, Nbk. ca. 300 Mk. u. fr. Wohn.

Rhaunen. Sof. Rl., K., Sch. Fix. 600, Nbk. 2—300 Mk. Meld. an Herm. Löb.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21.





